

3 Methodischer Zugang und Forschungspraxis

Diese Arbeit hat zum Ziel, die impliziten, dem alltäglichen Heizgeschehen zugrundeliegenden und sich immer auch wieder verändernden Deutungsmuster aufzuzeigen, um dadurch das in Privathaushalten regelmäßig vollzogene Heizen sowie dessen Wandel besser verstehen und erklären zu können.

Wie eingangs beschrieben, liegt der besondere Fokus der vorliegenden Studie auf der Rekonstruktion von (typischen) Dynamiken und Wandlungsprozessen, wie sie sich aufgrund von spezifischen Kontexteinwirkungen (wie in diesem Forschungsprojekt der Umzug in ein Passivhaus und der Einbau einer intelligenten Heizungssteuerung) in den handlungsleitenden Sinnstrukturen ereignen und dementsprechend in der alltäglichen Heizpraxis sichtbar werden.

Bisher ist allgemein noch wenig über Heizen in Privathaushalten bekannt. Von daher ist es wichtig, zunächst zu einem besseren Verständnis von der grundlegenden Beschaffenheit des alltäglichen Heizgeschehens zu gelangen, da diese Erkenntnis wiederum die eigentliche Grundlage dafür darstellt, Veränderungsprozesse im Heizen überhaupt identifizieren und rekonstruieren zu können.

Daher lauten die für den Forschungsprozess leitenden Fragen:

- Wie gestaltet sich grundsätzlich das Heizen in Privathaushalten?
- Welche Aktivitäten vollziehen die Alltagshandelnden konkret, wenn sie sich ihrem Sinnverstehen nach zuhause heizend betätigen bzw. welche Tätigkeiten zählen sie alle zum Heizen dazu?
- Was geschieht mit den privaten Heizaktivitäten, wenn sich der gesamte Kontext oder etwas Wesentliches am Setting ändert?
- Und wie sehen die ‚neuen‘, gewandelten Heizpraktiken dann tatsächlich aus?

Aus dem hier einleitend nochmals kurz geschilderten Erkenntnisinteresse und den daraus abgeleiteten Forschungsfragen (dazu ausführlicher, siehe Kapitel 1.8) sowie der gewählten praxistheoretischen Perspektive auf alltägliches Heizen (siehe Kapitel 2) ergeben sich bereits zentrale Implikationen, wie eine geeignete methodische Herangehensweise auszusehen hat.

In der empirischen Sozialforschung wird nach wie vor wesentlich zwischen quantitativen und qualitativen Methoden unterschieden (Kelle 2008). Der deutlichste Unterschied zwischen beiden Verfahren ist bereits

an den Bezeichnungen abzulesen: Mittels quantitativer Forschungsmethoden werden Mengen, Häufigkeiten und statistische Zusammenhänge der erhobenen Daten ermittelt. Mittels qualitativer Methoden lassen sich hingegen Sinnstrukturen und Handlungsmuster in ihrer sprachlichen Vermitteltheit und Prozesshaftigkeit erfassen und analysieren. Qualitative Forschung zielt demnach auf *Verstehen*; bei quantitativer Forschung steht dagegen das *Messen* im Mittelpunkt (vgl. Helfferich 2004: 19).

Während quantitative Verfahren also vor allem darauf abzielen, ihre Forschungsgegenstände numerisch zu erfassen und sich daran anschließende Interpretationen sowie Verallgemeinerungen in der Regel auf die „Häufigkeit des Auftretens bestimmter sozialer Phänomene“ (Rosenthal 2011: 13) stützen, sind qualitative Methoden eher darauf ausgerichtet, interessante bzw. markante Einzelfälle zu identifizieren und die interessierenden Phänomene dann tiefgehend zu erheben, also detailliert zu beschreiben und zu interpretieren (vgl. ebd.: 22).

Beruht quantitative Forschung (und auch die Generalisierung ihrer Ergebnisse) grundsätzlich auf der Erhebung und Auswertung großer Datenmengen bzw. Fallzahlen, sind in der Logik qualitativer Verfahren bereits geringe Fallzahlen ausreichend, um zu validen Ergebnissen und verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen. Hier werden eher Einzelfälle eingehend beschrieben und interpretiert, das heißt Wirkungszusammenhänge und latente Sinngehalte werden am konkreten Einzelfall rekonstruiert. Diese Einzelfallbeschreibungen bilden dann häufig den Ausgangspunkt für exemplarische Verallgemeinerungen, womit gemeint ist, dass die ausführlich beschriebenen Einzelfälle als repräsentative Fälle betrachtet werden, wenn sie typische Ausprägungen einer Gruppe ähnlicher Verlaufsformen darstellen.

Ein qualitatives empirisches Vorgehen eignet sich vor allem auch dafür, bisher noch relativ unbekannte Phänomene oder wenig erkundete Lebensbereiche zu erforschen (ebd.: 18). Denn im Gegensatz zu quantitativen Verfahren, die immer bereits eine gewisse Kenntnis des interessierenden Phänomens voraussetzen, operiert qualitative Sozialforschung nach einer „Logik des Entdeckens“ (ebd.: 13). Damit ist gemeint, dass Hypothesen und gegenstandsbezogene Theorien erst im Laufe des Forschungsprozesses, vor allem in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material entwickelt werden. In der quantitativen Forschung geht es hingegen stets um die Prüfung bereits vorab bestehender Hypothesen. Und während sich die Güte quantitativer Forschung ausgerechnet an der Standardisierung der zum Einsatz kommenden methodischen Instrumente bemisst, deren Auswahl bzw. Entwicklung wohlgerne ebenfalls bereits vorhandene

theoretische Konzepte zum interessierenden Phänomen und daraus abgeleitete Hypothesen erforderlich macht, besteht für ein dezidiert qualitatives Vorgehen vielmehr die „Forderung zur Offenheit“ (ebd.). Diese besteht in einem bewussten Verzicht auf eine vorherige Standardisierung der Instrumente zur Erhebung und Auswertung. Stattdessen sind die Instrumente sowie der Forschungsverlauf an den jeweiligen Relevanzsetzungen der zu beforschenden Personen bzw. an den jeweiligen Besonderheiten des Untersuchungsobjekts auszurichten. Wie in den folgenden Abschnitten 3.1 und 3.2 noch zu erläutern sein wird, bedeutet Offenheit jedoch nicht, dass man sich dem Forschungsgegenstand und Datenmaterial ganz ohne theoretisches Vorverständnis nähert und (gegenstandsbezogene) Hypothesen und Theorien ausschließlich aus dem empirischen Material generiert werden (sollten), wie dies etwa die Begründer*innen der ‚Grounded Theory‘ vorschlagen (vgl. Strauss und Corbin 1990: 24).

Qualitative Methoden wurden vor allem in den 1960er Jahren weiterentwickelt, häufig mit Bezug auf ethnomethodologische Ansätze. Sie stellten häufig einen Gegenentwurf zu quantitativen Ansätzen dar, die als mangelhaft bewertet wurden. Zwar wird in den Sozialwissenschaften bis heute eine kontroverse Debatte darüber geführt, ob empirische Forschung generell besser mittels quantitativer oder qualitativer Methoden durchzuführen ist. Dennoch stellt die Wahl der Methode heute keine solche Grundsatzentscheidung mehr dar, wie noch zu Hochzeiten des ‚Methodenstreits‘ gegen Ende der 1960er Jahre. Heutzutage kommt die Wahl der Methode für das eigene Forschungsvorhaben jedenfalls nicht mehr einer vorläufig endgültigen Positionierung des bzw. der Sozialforscher*in im ‚Paradigmenstreit‘ quantitativer versus qualitativer Verfahren gleich. Vielmehr koexistieren verschiedene methodische Ansätze mit jeweils eigener Begründung und unterschiedlichen Stärken; sie werden zudem seit Anfang der 1980er Jahre unter den Stichworten ‚Mixed Methods Research‘, ‚Methodenintegration‘, ‚Methodenmix‘ und ‚Triangulation‘ verstärkt gemeinsam zum Einsatz gebracht (Kelle 2008: 25ff).

Generell sollte sich das methodische Vorgehen stets an der Angemessenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand orientieren und die vorhandenen Forschungsressourcen berücksichtigen.

3.1 Die Wahl eines qualitativen Ansatzes: Eine vom Erkenntnisinteresse geleitete Entscheidung

Der in dieser Untersuchung interessierende Bereich der Alltagswelt, das alltägliche Heizgeschehen in Privathaushalten, ist aus soziologischer Perspektive bisher noch wenig empirisch erforscht worden. Bisher lag der Fokus soziologischer Studien zum Heizen meist einseitig auf der verwendeten Technik und dem Umgang mit dieser. Über die tatsächliche (Ausgestaltung der) alltäglichen Heizpraxis, die allgemeinen und detaillierten (Sinn-)Zusammenhänge in diesem Alltagsbereich sowie die Sinndeutungen der unterschiedlichen am privaten Heizgeschehen beteiligten Akteure ist dagegen noch kaum etwas bekannt.⁵⁶ Insbesondere die für diese Studie gewählten Untersuchungsfälle – Heizen in Passivhäusern und in so genannten SmartHomes – sind bislang noch kaum aus konsumsoziologischer Perspektive untersucht worden (siehe aber Foulds et al. 2012; Nyborg und Röpke 2011). Damit verfügt diese Untersuchung über einen ausgeprägt explorativen Charakter. Heizen soll in seiner gesamten Komplexität erfasst und detailliert untersucht werden.

Beruht quantitative Forschung (und auch die Generalisierung ihrer Ergebnisse) grundsätzlich auf der Erhebung und Auswertung großer Datenmengen bzw. Fallzahlen, sind in der Logik qualitativer Verfahren bereits geringe Fallzahlen ausreichend, um zu validen Ergebnissen und verallgemeinerbaren Aussagen zu gelangen. Hier werden eher Einzelfälle eingehend beschrieben und interpretiert, das heißt Wirkungszusammenhänge und latente Sinngehalte werden am konkreten Einzelfall analysiert bzw. rekonstruiert (Flick et al. 2010: 23).

„Standardisierte Methoden benötigen für die Konzipierung ihrer Erhebungsinstrumente (z.B. ein Fragebogen) eine feste Vorstellung über den untersuchten Gegenstand, wogegen qualitative Forschung für das Neue im Untersuchten, das Unbekannte im scheinbar Bekannten offen sein kann.“ (ebd.: 17)

Ein qualitatives Vorgehen deckt sich daher mit dem hier vorliegenden Erkenntnisinteresse: Es geht darum, meist unbewusste Heizpraktiken zu erforschen und nachzuvollziehen, welche Sinn- und Bedeutungszuschreibungen hiermit verbunden sind. Die Bedeutungszuschreibungen und das

56 Eine Ausnahme bilden Sonnberger und Zwick (2016) mit ihrer Verbindung von problemzentrierten Leitfadeninterviews und technischen Daten am Beispiel ihrer Untersuchung des Energieverbrauchs in Privathaushalten.

ihnen zugrundeliegende Wissen sind den handelnden Akteuren jedoch nicht unbedingt bewusst. Daher wird ein qualitatives Verfahren benötigt, das geeignet ist, diese größtenteils impliziten, aber das Heizen eben grundlegend orientierenden Sinnmuster aufzudecken und es dadurch für den sozialwissenschaftlichen Erkenntnisprozess zugänglich und fruchtbar zu machen. Qualitative Forschungsmethoden erlauben nicht nur den Nachvollzug subjektiver Sichtweisen, sondern sie ermöglichen auch die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen (vgl. Helfferich 2004: 19; Rosenthal 2011: 19), welche den zentralen Erkenntnisgegenstand dieser Untersuchung bilden.

Die Exploration von neuen Zusammenhängen ist eine der besonderen Stärken qualitativer Forschung (vgl. Rosenthal 2011: 18). Qualitative Verfahren zeichnet eine große Offenheit gegenüber dem Forschungsobjekt aus, die bei den verschiedenen Schritten im Forschungsprozess zum Tragen kommt: Fragen werden offen formuliert und dem Gesprächsverlauf angepasst, Hypothesen werden nicht schon vor der Datenerhebung aufgestellt, sondern erst aus dem Material heraus generiert.

Darüber hinaus besteht ein zentrales Anliegen dieser Arbeit darin, Dynamiken und Veränderungsprozesse im Heizen zu erfassen, die sich im Übergang zu neuen bzw. abgewandelten Wohnkontexten ereignen. „[W]ährend bei quantitativen Untersuchungen nur die Ergebnisse von Prozessen erfasst werden können“, wird es durch ein qualitatives Verfahren möglich, sowohl „die Prozesse der Entstehung von sozialen Phänomenen“ (ebd.: 22), als auch Umbrüche und Kontinuitäten, mithin den gesamten Verlauf von Handlungspraxen zu rekonstruieren.

Die Explikation der Methode und des Herangehens an die Daten ist in der qualitativen Sozialforschung ein wesentliches Instrument der Qualitätssicherung. Nur so können Reliabilität und Validität der Daten aufgezeigt und somit die Wissenschaftlichkeit belegt werden. Die so auf qualitativem Wege gewonnenen Erkenntnisse werden somit anschlussfähig für weitere wissenschaftliche Untersuchungen, wie am Ende der Arbeit ersichtlich werden wird.

Innerhalb der qualitativen Methoden bilden rekonstruktive Verfahren, insbesondere die dokumentarische Methode einen besonders interessanten Ansatz im Sinne des Untersuchungsgegenstandes und der für diese Arbeit gewählten theoretischen Perspektive. Dies wird im folgenden Abschnitt näher ausgeführt, um anschließend die gewählte Erhebungsmethode, das gewonnene und herangezogene Datenmaterial und den Datenumgang zu explizieren.

3.2 Dokumentarische Methode als methodologische (und methodische) Entsprechung zur gewählten theoretischen Perspektive

Qualitative Forschungsansätze unterscheiden sich in ihren theoretischen Annahmen sowie in ihrem Gegenstandsverständnis und sie differieren gleichfalls in ihrem methodischen Fokus (Flick et al. 2010: 18). Vielfach geht es hierbei ausdrücklich um eine subjektivistische Herangehensweise, die oft als Spezifikum qualitativer Methoden betrachtet wird; demgegenüber werden objektivistische Zugänge typischerweise mit quantitativen Methoden assoziiert (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 280).

Um eine rein subjektive Sichtweise kann es in dieser Untersuchung allerdings nicht gehen. Vielmehr geht es um das zu übersubjektiven Heizpraktiken geronnene individuelle Handeln des Heizens. Diese habitualisierten Heizpraktiken lassen sich demnach weder einseitig der Handlungs- noch der Strukturebene zuordnen. Wie in Teilkapitel 2.1.1, Abschnitt 2.1.1.1 bereits ausgeführt, bilden sie eine Art dritte, mittlere oder, wie Reckwitz es ausdrückt, eine „emergente Ebene des Sozialen“ (Reckwitz 2003: 289). Sie werden also als zwischen Handeln und Strukturen vermittelnd konzipiert. Benötigt wird demnach ein methodischer Zugang, dem ähnliche theoretische Annahmen zugrunde liegen, der folglich von einem ähnlichen Gegenstandsverständnis wie der Ansatz sozialer Praktiken ausgeht. Hier hat die dokumentarische Methode ihre Stärke, die die erkenntnislogische Differenz ebenfalls nicht in den Kategorien ‚subjektiv‘ und ‚objektiv‘ sieht, sondern eine qualitative Herangehensweise genau für diese vermittelnde Ebene darstellt:

„Sie unterscheidet vielmehr zwischen der im Erleben verankerten Herstellung von Wirklichkeit, dem **handlungspraktischen Wissen** einerseits, und **kommunikativ generalisiertem Wissen**, das in der Regel in begrifflich explizierter Form zur Verfügung steht, andererseits. Es geht also um das inkorporierte Erfahrungswissen, um habitualisierte Praktiken, [...], mithin um das **Wie der Herstellung sozialer Realität**.“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 281, Hervorh. im Original)

Dies passt in besonderer Weise zum Erkenntnisinteresse der hier vorliegenden Arbeit und auch zur gewählten theoretischen Perspektive (vgl. Kapitel 2): Die praxistheoretische Perspektive richtet ihren Fokus auf alltägliche Routinen und habituelles Handeln, also die Handlungspraxis des Alltags. Es geht dabei nicht um primär subjektive Bedeutungen und individuelle Sinnzuschreibungen, also nicht vorrangig um die Sicht des Subjekts, und auch nicht rein um die objektivierten Strukturen und Deutungsmus-

ter, die in den sozialen Praktiken hergestellt werden. Die leitende Annahme ist vielmehr, dass Handeln und Strukturen sich wechselseitig bedingen. Genauso wie der Ansatz sozialer Praktiken konzipiert auch die dokumentarische Methode nach Ralf Bohnsack (2014 [1991]) Handeln und soziale Strukturen nicht als sich fix gegenüberstehende Phänomene, sondern vielmehr als sich ständig gegenseitig rekursiv bedingend:

„[S]ie verlagert Ursprung **und** Wirkung sozialer Struktur in das Handeln selbst. Das Wissen, das in Handlungs- und Wahrnehmungspraxen eingelassen ist, wird in dieser Perspektive als strukturbildend betrachtet.“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 281, Hervorh. im Original)

Es zeigen sich somit bemerkenswerte Übereinstimmungen, die eine Verbindung der Fundierung der Arbeit in der Theorie sozialer Praktiken mit der dokumentarischen Methode als sinnvoll und produktiv erscheinen lassen. Neben der beschriebenen Gemeinsamkeit im Erkenntnisinteresse ist dies ein ähnliches Verständnis, wie methodisch an die Wissensebene des impliziten „handlungspraktischen und handlungsleitenden [...] Erfahrungswissens, [...] welches von den Akteuren selbst nicht oder nur auf Umwegen zur Explikation gebracht wird“ (Bohnsack 2011b: 137) heranzukommen ist: Beide Ansätze gehen davon aus, dass sich dieses durch Erfahrung gespeiste, kollektive Wissen in dem *Wie* sozialer Praxis dokumentiert, also in Handlungen, Interaktionssituationen, Ritualen, Diskursen, usw. deutlich wird und somit jederzeit durch direkte Beobachtung eben dieser Handlungspraxis zugänglich ist (Bohnsack 2001: 333). Dieses Wissen lässt sich aber nicht nur durch direkte Beobachtung der Handlungspraxis erschließen, sondern ist auch „einer genetischen oder dokumentarischen Interpretation der seitens der Erforschten erbrachten Beschreibungen und Erzählungen dieser Szenarien und Diskurse“ (ebd.: 335) zugänglich. Dieser Punkt spielt für die Wahl der Methode zur Datenerhebung eine wichtige Rolle und wird deshalb in den folgenden Abschnitten zum methodischen Forschungsdesign und zu Interviews noch einmal aufgegriffen.

Hinzu kommt, dass beide Ansätze in der Konzeption des Forschungsgegenstands übereinstimmen: Demnach kommt dieses handlungspraktische und zugleich handlungsorientierende Wissen nicht nur in Handlungen und Aussagen zum Ausdruck, sondern sämtliche ‚Kulturgebilde‘ oder ‚Objektivationen‘ (Mannheim 1980: 105f), also auch Dinge bzw. Alltagsgegenstände wie Geräte, Kleider und Fotos, und genauso geistige Gebilde wie Sprache, Konventionen und religiöse Vorstellungen tragen diesen sozialen Sinn in sich bzw. sind als Manifestationen oder Zeugnisse dieses implizi-

ten Wissens zu verstehen. Das heißt, sie eignen sich alle gleichermaßen für eine dokumentarische Analyse.

Der Ansatz sozialer Praktiken in der Übersicht verschiedener Forschungszugänge und Erkenntnisebenen:

Ebene	Theorietypus ⁵⁷	Theorie/ theoretische Position	Soziales Phänomen/ Erkenntnis- und Forschungs- gegenstand	Methodische Zugänge
Makroebene	Gesellschaftstheorien	Strukturtheoretische Ansätze	Überindividuelle soziale Strukturen	Objektivistische Zugänge (eher quantitative Methoden)
(Mesoebene) bzw. emergente Ebene des Sozialen oder vermittelnde Ebene	Theorien begrenzter Reichweite	z.B. Theorie sozialer Praktiken	z.B. Soziale Praktiken und das ihnen zugrunde liegende handlungspraktische Wissen	z. B. Dokumentarische Methode (= qualitative Methode)
Mikroebene	Sozialtheorien	Handlungstheoretische Ansätze	Individuelle Handlungen; subjektive Sichtweisen	Subjektivistische Herangehensweisen (eher qualitative Methoden)

Selbst erstellte tabellarische Darstellung

Als Auswertungs- und Interpretationsverfahren wird für diese Untersuchung die dokumentarische Methode gewählt, wie sie Bohnsack (2014) auf Grundlage der Ethnomethodologie Harold Garfinkels (1967) und der Wissenssoziologie Karl Mannheims (1964, 1980) entwickelt hat. Die dokumentarische Methode ist ein forschungspraktisch ausgefeiltes Verfahren, das in der qualitativen Sozialforschung mittlerweile gut etabliert ist (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013).

Im Folgenden werden die zentralen theoretischen Annahmen und Konzepte beschrieben, auf denen das rekonstruktive Verfahren der dokumentarischen Methode fußt.

Theoretische Grundlagen der dokumentarischen Methode

Bei dem rekonstruktiv arbeitenden Auswertungsverfahren der dokumentarischen Methode handelt es sich um eine qualitative Herangehensweise für „methodisch kontrolliertes Fremdverstehen“ (Schütze et al. 1973).

⁵⁷ Vgl. Lindemann 2008: 109.

Eine zentrale Komponente ist hierbei die besondere Beobachter*innenhaltung, wie sie für die Sozialwissenschaften erstmals von Mannheim umfassend begründet wurde. Diese resultiert aus einer spezifischen Analyseeinstellung, die Mannheim als „genetische“ bzw. „soziogenetische Einstellung“ (Mannheim 1980: 85) bezeichnet hat (vgl. Bohnsack 2001: 326). Anstatt wie in vermeintlich objektivistischer Herangehensweise danach zu fragen, *was* die betrachteten Phänomene sind, ob sie etwa wahr, richtig oder rechtens oder ob sie im Gegenteil falsch sind, wird mit einer genetischen Analyseeinstellung auf die sozialen Prozesse der Herstellung dessen fokussiert, was den Beforschten als soziale Realität gilt. Durch die Abwendung von der Frage nach faktischer Wahrheit oder normativer Richtigkeit bzw. durch die „Einklammerung des Geltungscharakters“ (Mannheim 1980: 88) sozialer Tatsachen, wie Mannheim dies genannt hat, kann sich die dokumentarische Methode der Interpretation nun ganz auf das *Wie* der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit konzentrieren (vgl. Bohnsack 2001: 326).

Dementsprechend gibt es in dieser Perspektive nicht ‚eine objektive Wirklichkeit‘ oder ‚die eine soziale Wirklichkeit an sich‘, die es für den bzw. die Sozialwissenschaftler*in lediglich zu entdecken gilt, sondern es gibt in dieser Analyseeinstellung nur Perspektiven auf ‚Welt‘ und ‚Wirklichkeit‘, die subjektiv unterschiedlich sind. Auch Wissenschaftler*innen stehen demnach nicht außerhalb der beobachteten sozialen Zusammenhänge, sondern sie nehmen ‚Welt‘ und ‚Wirklichkeit‘ ebenfalls lediglich von einem subjektiven Standpunkt aus in den Blick, der stets mit dem eigenen Sein verbunden, das heißt von persönlichen Erfahrungen geprägt ist. Die von Mannheim in seiner Wissenssoziologie erarbeitete grundlegende Beobachter*innenposition setzt bei der grundsätzlichen ‚Standortgebundenheit‘ und ‚Seinsverbundenheit‘ von Denken und Wissen an (Mannheim 1985). Daraus folgt, dass „die sozialwissenschaftliche Interpretation grundsätzlich keine *höhere* Rationalität dem Alltagsdenken gegenüber in Anspruch nehmen kann“ (Bohnsack 2014: 59, Hervorh. im Original). Aus Sicht der dokumentarischen Methode gibt es also kein „Besserwissen der Wissenschaft gegenüber den Untersuchten aufgrund einer höher eingestuft^{en} Vernunft“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 281).

Genau durch diesen Wechsel vom Was zum Wie in der grundlegenden Analyseeinstellung unterscheidet sich der Blickwinkel eines bzw. einer sozialwissenschaftlichen Beobachter*in von der Perspektive eines bzw. einer alltäglichen Beobachter*in auf (alltägliche) soziale Geschehnisse. Denn während „[d]ie Untersuchten ihre eigenen Beobachtungen (meist) nicht selbst – jedenfalls nicht systematisch – [beobachten]“ (Przyborski und

Wohlrab-Sahr 2013: 282), sondern (auch in den Schilderungen ihrer Handlungen) in der Regel ihren subjektiven Erfahrungen, also der eigenen Perspektive auf ‚Welt‘ und ‚Realität‘ verhaftet bleiben, ist die Beobachter*innenhaltung in der dokumentarischen Methode weitaus stärker formalisiert und systematisiert. Bei der Mannheimschen Wissenssoziologie, auf der die dokumentarische Methode wesentlich basiert, handelt es sich – in den Begrifflichkeiten Niklas Luhmanns – um ein „Beobachten von Beobachtungen“ (Luhmann 1990: 86), also um „Beobachtungen zweiter Ordnung“ (ebd., vgl. auch Bohnsack 2001: 328). Dieses Beobachten zweiter Ordnung bedeutet, dass die dokumentarische Interpretation konsequent auf die Rekonstruktion der sich in den Handlungen und Äußerungen dokumentierenden Erfahrungen und Orientierungen der Darstellenden abzielt, anstatt den subjektiv gemeinten Sinn nachzuvollziehen oder gar die Darstellungen auf ihren faktischen Wahrheitsgehalt und ihre normative Richtigkeit hin zu überprüfen (vgl. Bohnsack 2014: 65).

Hierbei bedient sich die dokumentarische Methode der Unterscheidung verschiedener Formen der Verständigung (Sozialität), verschiedener Wissensformen sowie verschiedener Sinnebenen, was im Folgenden näher ausgeführt wird.

Hinsichtlich der Verständigung (Sozialität) ist vor allem zwischen ‚Verstehen‘ und ‚Interpretieren‘ zu differenzieren (vgl. z.B. Bohnsack 2001, 2014). ‚Verstehen‘ meint, dass sich die Mitglieder eines gemeinsam geteilten ‚Erfahrungsraumes‘ intuitiv verständigen können, ohne dass dafür das der Erfahrung zugrundeliegende Wissen explizit in Worte gefasst werden muss. Die gleichen Akteure müssen jedoch im Kontakt mit anderen Personen, denen der entsprechende Erfahrungshintergrund bzw. ‚Erlebniszusammenhang‘ fehlt, anders kommunizieren: Wenn sie die eigene (konjunktive) Erfahrung mitteilen bzw. zugänglich machen möchten, müssen sie sich bzw. ihr Handeln erklären und sich wechselseitig ‚interpretieren‘. Das heißt, sie müssen in eine kommunikative Beziehung eintreten. Dabei ermöglicht nur die Teilhabe bzw. „das Eindringen in einen konjunktiven Erfahrungsraum“, so Mannheim (1980: 272), echtes gegenseitiges Verstehen. Vom „schlichten Verstehen“, dem „vorreflexiven Erfassen“ (ebd.) von Gebilden grenzt Mannheim somit das „theoretisch-reflexive Erfassen von Gebilden“ (ebd.) ab. Letzteres definiert er als „Interpretation“, die „die stets auf diesen [vorreflexiven] Erfassungen beruhende, aber sie niemals erschöpfende theoretisch-reflexive Explikation des Verstandenen“ darstellt (ebd.).

Die dokumentarische Methode selbst stellt mit ihrer Systematisierung des Erschließens der Erfahrungsräume anderer eine wissenschaftliche

Form der Interpretation dar. Sie zielt konsequent auf die Rekonstruktion der sich in den Handlungen und Äußerungen dokumentierenden Erfahrungen und Orientierungen ab. „Während wir im Alltag intuitiv auf die praktische Ebene zurückgreifen und [...] einfach vormachen“ (Nohl 2017: 5), um einer außenstehenden, unwissenden oder fragenden Person eine Handlung bzw. Äußerung zu verdeutlichen oder zu vermitteln, „sind wir in der Wissenschaft darauf angewiesen, Wege zu finden, den Herstellungsprozess bzw. den Orientierungsrahmen von Texten und Handlungen verbal zu explizieren“ (ebd.).

Eine weitere zentrale Differenzierung innerhalb der dokumentarischen Methode ist die unterschiedlicher Wissensformen (Mannheim 1980: 73, vgl. auch Bohnsack et al. 1995: 11). Während ‚theoretisch-explizites Wissen‘ häufig leicht zugänglich ist, geht in routinisierte Handlungsvollzüge vor allem unbewusstes „atheoretisches Wissen“ (Mannheim 1980: 73) ein. Dieses Wissen, das notwendig ist, um an den betreffenden Aktivitäten in angemessener Weise partizipieren und sie auch ‚korrekt‘ ausführen zu können, ist ‚atheoretisch‘, weil es fest an die Handlungspraxis geknüpft ist, besser gesagt: Es ist grundlegend in diese eingelassen. Das atheoretische Wissen lässt sich in diesem Sinne auch als ein ‚inkorporiertes‘ oder ‚verkörpertes Wissen‘ begreifen, das im konkreten Handeln wirksam und sichtbar wird. Intuitiv, aus ihrer persönlichen Erfahrung wissen die Akteure, wie man z.B. heizt, schreibt, schwimmt und Kaffee kocht. Jedoch ist dieses Wissen meist nicht kognitiv gewusst, sondern die Akteure haben es meist schon so stark verinnerlicht, es erscheint ihnen so selbstverständlich, dass sie es nur schwer sprachlich zum Ausdruck bringen können.⁵⁸ Erst wenn wir in die Situation kommen, dass wir einer neuen (noch) nicht eingeweihten Person einen für uns längst gewohnten Ablauf oder eine Alltagsroutine erklären müssen, bemühen wir uns, „den Gegenstand des habituellen Handelns und damit unser atheoretisches Wissen in alltagstheoretische und allgemeinverständliche Begrifflichkeiten zu überführen“ (Nohl 2017: 6).

58 In anderen Theorietraditionen innerhalb der praxistheoretischen Strömung wird das ‚atheoretische Wissen‘ als ‚verkörpertes‘ bzw. ‚Körperwissen‘ oder ‚körperliches Können‘ (Hirschauer 2008: 977) bezeichnet; auch ‚tacit knowledge‘ (‚stillschweigendes Wissen‘) (Polanyi 1985) oder ‚knowing how‘ (‚Kenntnis‘) (Ryle 1969) sind ähnliche Begriffe. Die Ethnomethodologie spricht von ‚skills‘ (Garfinkel 1967), Michel Foucault von ‚Disziplinen‘ (Foucault 1976), Pierre Bourdieu von ‚Habitus‘ (Bourdieu 1976) oder ‚praktischem Sinn‘ (Bourdieu 1993) und Giddens von ‚praktischem Bewusstsein‘ (Giddens 1997 [1984]: 36).

Bei dem atheoretischen bzw. handlungspraktischen Wissen handelt es sich um ein kollektiv geteiltes Wissen, das in „einer gleichartigen Handlungspraxis und Erfahrung“ (ebd.: 7) begründet liegt. Mannheim spricht hier dementsprechend von einer „konjunktiven“ (Mannheim 1980: 225) – also gemeinsamen – Erfahrung, die man mit anderen teilt. Menschen sind demnach durch bestimmte atheoretische Wissens- und Bedeutungsstrukturen/-inhalte miteinander verbunden. Sie gehören dadurch einem „konjunktiven Erfahrungsraum“ (ebd.) an.

Es ist eine besondere Stärke der dokumentarischen Methode, dieses inkorporierte, ‚atheoretische Wissen‘ systematisch in die Analyse einzubeziehen.

Ein weiterer zentraler Ausgangspunkt der dokumentarischen Methode nach Mannheim, der bei dem Umgang mit den gewonnenen Forschungsdaten eine bedeutende Rolle spielt, ist die Unterscheidung zweier Sinnebenen. Mannheim unterscheidet grundlegend zwischen ‚immanenten‘ und ‚dokumentarischen Sinngehalten‘ (u. a. Mannheim 1980: 85ff). Ihm zufolge weist jede Handlung, jede Äußerung diese Doppelstruktur ihrer Bedeutung auf.

Der ‚immanente‘ oder ‚objektive Sinngehalt‘ bezieht sich auf das wahrnehmbare Resultat einer Handlung und bei Schilderungen auf das, was wörtlich und explizit mitgeteilt wird. Es geht demnach um den allgemein gültigen Bedeutungsgehalt einer Handlung oder einer Äußerung (vgl. Bohnsack 2014: 61f). Auf immanente Sinngehalte lässt sich unabhängig von ihrem Entstehungszusammenhang schließen. Hier versucht man ein soziales Phänomen, das jeweilige interessierende ‚Dokument‘ gewissermaßen aus sich selbst heraus zu verstehen. Das heißt, man bleibt bei Interpretationen, die dem Handlungskontext oder dem systemischen Zusammenhang immanent sind (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahar 2013: 283f) – man bezieht sich also nur auf das, was tatsächlich sichtbar oder geäußert wird.

Neben der Ebene des immanenten Sinngehalts gibt es die zweite Sinnenebene, den ‚Dokumentsinn‘ (Mannheim 1964). Der Dokumentsinn bezieht sich auf die Art und Weise, wie eine Handlung ausgeführt wird bzw. auf die Herstellungsweise eines Textes oder einer Schilderung – mit Bourdieu gesprochen geht es hierbei um die „generative Formel“, den „modus operandi“ (Bourdieu 1976 u. 1982, zitiert nach Bohnsack 2014: 61) des interessierenden Dokuments. Bei der Ermittlung bzw. Rekonstruktion des Dokumentsinns steht die Frage im Mittelpunkt, *wie* die unmittelbar beobachtete Handlung oder Interaktion bzw. die erlebnismäßige Darstellung, die Erzählung und Beschreibung einer Handlungspraxis entworfen und aufgebaut ist (vgl. ebd.: 62). Im Unterschied zur immanenten Sinninter-

pretation „[nimmt d]er dokumentarische Sinngehalt bzw. Dokumentsinn den soziokulturellen Entstehungszusammenhang bzw. das, was sich davon [in dem interessierenden Dokument] manifestiert hat, in den Blick“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 284).

Vom dokumentarischen und vom immanenten Sinngehalt ist noch eine dritte Sinnart zu unterscheiden, die Bohnsack mit Verweis auf Mannheim (1964: 104ff) als den ‚intendierten Ausdruckssinn‘ bzw. ‚subjektiven Sinn‘ beschreibt (Bohnsack 2014: 62). Mit dem subjektiven Sinn sind die Intentionen und Motive des bzw. der Handelnden oder Erzählenden bezeichnet. Demnach ist der ‚intendierte Ausdruckssinn‘ unlösbar mit dem handelnden bzw. erzählenden Subjekt und dessen innerer Erlebniswelt verknüpft und für eine*n außenstehende*n Beobachter*in nur mittelbar zugänglich. Der bzw. die Interpret*in muss sich hier mehr oder weniger auf die (Selbst-)Darstellung der bzw. des Handelnden oder Erzählenden verlassen.

Mit der Differenzierung verschiedener Sinngehalte, unterschiedlicher Wissensformen und Sozialitäten (Verständigungsformen) sowie der spezifischen Beobachtungseinstellung bietet die dokumentarische Methode ein fundiertes und mittlerweile praxiserprobtes Gerüst der qualitativen Erforschung komplexer sozialer Zusammenhänge.

Przyborski und Wohlrab-Sahr fassen dies in folgendem Zitat noch einmal prägnant zusammen:

„Die Unterscheidung zwischen immanentem und dokumentarischem Sinngehalt [...] hebt das mittels dieser Unterscheidung gewonnene Forschungswissen von anderen Wissensformen ab. Sie ist zudem Dreh- und Angelpunkt der methodologischen Grundbegriffe und -konzepte sowie folgerichtig auch das strukturierende Prinzip aller Auswertungsschritte.“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 283)

Diese methodologischen bzw. theoretischen Grundzüge geben wichtige Implikationen für das praktisch-methodische Vorgehen, was in den folgenden Teilkapiteln ersichtlich wird.

3.3 Methodisches Forschungsdesign

Im vorherigen Teilkapitel wurde gezeigt, dass die dokumentarische Methode eine geeignete methodologische Grundlage für einen adäquaten Zugang zu den der Forscherin selbst teils fremden Sinndeutungen der Beforschten darstellt. Es soll nun verdeutlicht werden, mittels welcher Erhe-

bungsmethode das handlungspraktische, aber den Beforschten meist nicht bewusste, und deshalb von ihnen nicht ohne weiteres in Worte zu fassende Heizwissen am besten zu ermitteln ist.

Die methodologische Position der dokumentarischen Methode ist hier, dass sich dieses gemeinsam geteilte handlungspraktische Wissen der sich im Alltag heizend betätigenden Akteure nicht nur deutlich in ihrem alltäglichen Heizhandeln niederschlägt, sondern untrennbar mit dieser alltäglichen Handlungspraxis verknüpft ist. Demnach ist dieses konjunktive Erfahrungswissen sehr gut direkter Beobachtung zugänglich. Unter Vertreter*innen des Ansatzes sozialer Praktiken gilt die (teilnehmende) Beobachtung häufig immer noch als der ‚Königsweg‘ zur Erschließung der vorreflexiven bzw. atheoretischen Sinnzusammenhänge sozialer Praxis (vgl. Schatzki 2012: 25; Schmidt 2012: 44–50, insbesondere 49). Sie bietet eine unmittelbare Zugangsart zu den meist ‚stummen‘ Praktiken (vgl. Hirschauer 2001).

Im vorliegenden Fall sprechen jedoch mehrere Gründe gegen teilnehmende Beobachtung als primäre Erhebungsmethode. Erstens ist das Feld des privaten Heizens bisher noch wenig erschlossen. Es war daher nicht möglich, vorab festzulegen, welche Aktivitäten und Handlungen die Beforschten im jeweiligen Kontext und in der jeweiligen Situation unter Heizen subsumieren. Diese Sinndeutungen und Relevanzsetzungen bilden genau das Forschungsinteresse. Sie erschließen sich demnach erst im Laufe des Forschungsprozesses. Teilnehmende Beobachtung bietet somit womöglich nicht die benötigte Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand (vgl. Kapitel 2.2). Zweitens kommt hinzu, dass es extrem aufwendig gewesen wäre, längere teilnehmende Beobachtungen in zwei unterschiedlichen Settings von Heizformen und in mehreren Haushalten sowie zu verschiedenen Zeitpunkten durchzuführen. Drittens findet das in dieser Arbeit interessierende Heizgeschehen im nicht-öffentlichen und damit auch im nicht frei zugänglichen, sondern im persönlich-privaten Bereich statt. Der Feldzugang zu Privaträumen und damit auch zum Privatleben von fremden Menschen ist immer äußerst heikel und kompliziert. Demnach wäre die forschungspraktische Umsetzung von längeren, intensiven Beobachtungen nicht realistisch gewesen. Auch wäre zu erwarten gewesen, dass es aufgrund der ‚unnatürlichen‘ (Beobachtungs-)Situation zu zahlreichen Beobachter*innen-Effekten gekommen wäre und dementsprechend auch keine wirklich validen Daten hätten ermittelt werden können.⁵⁹

59 „Der Hawthorne-Effekt (auch als Beobachter-Effekt bezeichnet) ist eine Form von Reaktivität, bei der Individuen einen Aspekt ihres Verhaltens verändern oder

Mit der Perspektive der dokumentarischen Methode lassen sich konjunktive Sinnzusammenhänge zwar gut, aber nicht ausschließlich auf dem Weg direkter Beobachtung erschließen. Bohnsack zufolge kann das die sozialen Praktiken untermauernde konjunktive Wissen genauso gut mittels „einer genetischen oder dokumentarischen Interpretation der seitens der Erforschten erbrachten Beschreibungen und Erzählungen dieser Szenerien“ (Bohnsack 2001: 335) und Aktivitäten erschlossen werden. Das bedeutet, dass unter anderem Interviews einen validen methodischen Zugang zur Ebene konjunktiver Sinngehalte eröffnen können (vgl. Hitchings 2012). Allerdings müssen sie dafür narrativ fundiert sein (vgl. Nohl 2017: 15–28; vgl. auch Teilkapitel 3.6 zur Interviewausgestaltung).

Bei Interviews hat man, wenn diese vollständig aufgezeichnet und dann wörtlich transkribiert werden, jene Art von Protokolltexten zur Analyse vorliegen, „die nicht bereits von vornherein durch die Sprache des Beobachters gefiltert ist und in die Interpretamente des Beobachters lediglich insoweit eingelassen sind, als die mit der Verschriftlichung (Transkription) notwendigerweise verbundene Selektivität dies erforderlich macht“ (Bohnsack 2014: 213). Das heißt, dass man bei dieser Art von Protokolltexten die Erfahrungsberichte und Beschreibungen alltäglicher sozialer Praxis in den Originalworten der Beforschten sowohl elektromagnetisch als auch schriftlich fixiert und somit eine gute, valide Datengrundlage für die dann später folgenden (eigenen) sozialwissenschaftlichen Interpretationen hat.

„Mit der ‚Protokollierung‘ auf der Basis wörtlicher Transkriptionen und der Möglichkeit der Kontrolle ihrer Selektivität ist bereits ein wesentlicher Beitrag zur Kontrolle der Interpretamente, also des Vorwissens der Beobachterin bzw. der Forscherin geleistet.“ (ebd.)

In dieser Arbeit steht der Wandel alltäglicher Heizpraktiken im Fokus. Von Interesse ist insbesondere die Heizpraxis der Beforschten *vor* ihrem Umzug in ein Passivhaus bzw. *vor* der Umrüstung auf neue smarte Heizungssteuerungstechnik, um festzustellen, welche Veränderungen sich bei ihrem alltäglichen Heizen im Übergang zum Passivhaus und SmartHome ereignet haben. Bereits vergangene Heizpraktiken können nicht mehr direkt beobachtet werden. Sie lassen sich aber über die Analyse von (gezielt) generierten Erzählungen und Beschreibungen rekonstruieren. Dadurch wird sehr gut nachvollziehbar, inwiefern durch den Wechsel des Wohn-

verbessern als Reaktion auf ihre Wahrnehmung, beobachtet zu werden“ (psylex.de/psychologie-lexikon/sozialpsychologie/hawthorne-effekt.html, zuletzt geprüft am 29.08.2018).

kontextes bzw. durch Abwandlungen am Heizsetting Veränderungen im alltäglichen Heizen stattgefunden haben.

Allerdings gibt es auch Grenzen des Interviews als Erhebungsinstrument. Zwar können anhand von Interviews bzw. Interviewtranskripten vergangene erlebte Erfahrungen gut rekonstruiert werden, aber die damals und aktuell involvierte Materialität sowie die tatsächliche Körperlichkeit bereits vergangener und gegenwärtiger Heizpraxis lassen sich nur begrenzt nachvollziehen.

Die oben ausgeführten Argumente führten zu der Entscheidung, die für dieses Forschungsvorhaben relevanten Daten vorrangig über Interviews zu generieren. Sie bieten einen adäquaten Zugang zu dem bisher kaum sozialwissenschaftlich erschlossenen Feld der Heizpraktiken. Durch die geeignete Auswahl verschiedener Heizformen als Kontext sowie differenter Gruppen von Gesprächspartner*innen kann über Interviews die gewünschte Bandbreite der Handlungspraxen von Heizen erfasst werden. Der Einsatz eines Methodenmixes – z.B. durch eine Kombination aus Interviews, teilnehmender Beobachtung, ggf. Bildanalyse und physikalischer Messungen – hätte deutlich fokussierter erfolgen müssen, was nicht im Sinne der Arbeit gewesen wäre.

Die Festlegung auf Interviews schließt nicht aus, dass forschungsrelevante Daten da, wo es sich anbietet, auch auf anderem Wege gewonnen werden – so z.B., wenn die Interviews bei den befragten Bewohner*innen zuhause stattfinden und dabei interessante Beobachtungen gemacht werden, die das Sinnverstehen aus dem Feld heraus erleichtern.

„Practices are more ethereal than material entities. [...], practices must be uncovered. [...]. Language⁶⁰ is an important clue as to which activities and practices exist. [...]. Lexicon is an important clue here. The use of words for activities and practices is built into practices.” (Schatzki 2012: 24)

Es zeigte sich rasch, dass nicht nur die konkret heizenden Personen von Interesse für diese Arbeit sind. Darüber hinaus spielen auch andere Akteure eine maßgebliche Rolle in der Ausgestaltung der alltäglichen Heizpraktiken in Privathaushalten, etwa wenn es um die Festlegung geht, welche Heiztechnik zur Verfügung gestellt wird. In Teilkapitel 3.5 und 3.6 wird vertieft, welche Art von Interviews mit welchen Gruppen ausgewählter Interviewpartner*innen geführt wurden.

60 Mit ‚language‘ meint Schatzki hier sowohl Sprache bzw. verbale Kommunikation als auch Körper-Sprache und körperlichen Ausdruck.

Da in dieser Arbeit nicht die einzelnen, sich heizend betätigenden Akteure, sondern die von ihnen performten Heizpraktiken im Fokus des Interesses stehen und sich die Auswahl geeigneter Interviewpartner*innen sowie die geeignete Form der Interviewführung dementsprechend von den konkret gewählten Untersuchungsfällen ableiten, wird im folgenden Teilkapitel zunächst die Auswahl der zwei für diese Untersuchung gewählten Fallbeispiele – Heizen in Passivhäusern und in so genannten SmartHomes – dargelegt.

3.4 Begründete Auswahl der beiden Fallbeispiele

Bei der Auswahl der Fallbeispiele wurde ebenfalls dem Postulat zur Offenheit von qualitativer Sozialforschung gefolgt. Ein zentrales Ziel dieser Untersuchung ist, das Feld alltäglichen Heizens möglichst breit zu erfassen sowie tiefgehend zu erkunden. Gleichzeitig soll mit der vorliegenden Studie mehr über den (bereits ablaufenden) tatsächlichen Wandel von konventionellen, in der Regel sehr energieintensiven Heizformen zu modernen, meist deutlich energiesparenderen und damit potenziell zukunftstauglichen Heizansätzen in Erfahrung gebracht werden.

Diese Überlegungen haben dazu geführt, dass für diese Arbeit als interessante und geeignete Untersuchungsfälle Heizpraktiken in zwei neuartigen Wohnkontexten ausgewählt wurden. Um mehr über Beständigkeit und insbesondere Wandel von Heizpraktiken in Privathaushalten zu erfahren, wurden zwei unterschiedliche Heizformen zur Analyse ausgewählt: dies ist zum einen Heizen im Wohnkontext Passivhaus und zum anderen Heizen mittels des Settings des SmartHome. Die für dieses Forschungsprojekt gewählten Untersuchungsfälle sind bislang noch kaum aus konsumsoziologischer Perspektive untersucht worden (siehe aber Foulds et al. 2012; Foulds 2013; Nyborg und Röpke 2011; Hargreaves et al. 2015).

Im Wesentlichen sind es zwei Aspekte, die die ausgewählten Fälle zur Erforschung von Praktiken und ihrem Wandel besonders aufschlussreich erscheinen lassen: Erstens handelt es sich bei der Passivhaustechnik und der intelligenten Heizungssteuerung um Veränderungen von unterschiedlicher Reichweite. So kann man bei der Passivhaustechnologie von einer Basisinnovation sprechen, weil sie das Heizgeschehen grundlegend verändert – eine konventionelle Gebäudeheizung wird obsolet. Bei der intelligenten Heizungssteuerung – SmartHomes – handelt es sich, vereinfacht gesagt, um eine klassische Nachrüsttechnologie: der konventionelle Heizvorgang wird automatisiert – die Intervention ist damit deutlich weniger

radikal. Dementsprechend sind auch die zu erwartenden Einsparpotenziale bei Heizenergie und CO₂-Emissionen für beide Fälle sehr unterschiedlich. Zweitens stehen die beiden zur Untersuchung gewählten Fälle für unterschiedliche Stadien von Neuerungsprozessen. Während sich Passivhäuser in der Praxis schon länger erfolgreich bewährt haben und regelmäßig gebaut werden, befindet sich die SmartHome-Technologie noch in der Erprobung. So gibt es erste größere Pilotprojekte; jedoch ist die Technologie noch nicht ausgereift und hat über die Pilotprojekte hinaus noch wenig Verbreitung gefunden (vgl. Balta-Ozkan et al. 2013: 363). Demnach ist mit den zwei ausgewählten Fällen ein breites Feld von Heizen abgedeckt.

Darüber hinaus kann mit dem Untersuchungsdesign dieser Studie (indirekt) auch das Heizen im konventionellen Wohnkontext bzw. mittels konventioneller Heiztechnik miterfasst werden. Durch die gezielte Auswahl der einzelnen konkreten Untersuchungsfälle (Wohnprojekte, einzelne Haushalte) und die gezielte Auswahl konkreter Interviewpartner*innen werden persönliche Erfahrungen konventioneller Heizpraxis aufgegriffen, da alle zum Interview ausgewählten Bewohner*innen in der Vergangenheit in einem konventionellen Wohnkontext ausgestattet mit einem konventionellen Heizungssystem gelebt haben. Somit können alle interviewten Bewohner*innen einen Vergleich zwischen vergangener und gegenwärtiger Heizpraxis anstellen und einen Vorher-Nachher-Bericht abgeben.

Es gibt keine verlässlichen Zahlen, wie viele Passivhäuser derzeit in Deutschland bewohnt werden, da es keine Meldepflicht für Passivhäuser gibt. Es gibt lediglich Schätzungen. Diese bewegen sich zwischen 20.000 und 40.000, wobei nicht ganz klar ist, ob damit Häuser oder Wohneinheiten gemeint sind und ob Nichtwohngebäude hier mit einbegriffen werden. Das Statistische Bundesamt weist mit seiner langjährigen Zahlenreihe „Baugenehmigungen und Baufertigstellungen von Wohn- und Nichtwohngebäuden (Neubau) nach Art der Beheizung und Art der verwendeten Heizenergie“ (Destatis 2017) zum Beispiel für das Jahr 2010 aus, dass von insgesamt 94.602 genehmigten Wohngebäuden 493 Wohngebäude im Passivhausstandard genehmigt wurden (ebd.: 10). Zudem lassen die Tabellen erkennen, dass die Anzahl der fertiggestellten Passivhäuser seit 2013 wieder rückläufig ist. Es zeigt sich somit, dass Passivhäuser in Deutschland quantitativ nur schwach vertreten sind. Dennoch eignen sie sich als Fallbeispiel für diese Arbeit besonders gut, weil sie, wie oben beschrieben, einen radikalen Bruch im Heizen implizieren und somit eine besondere Form des zu untersuchenden Wandels von Heizpraktiken darstellen.

Die aktuellen Zahlen zu SmartHomes in Deutschland basieren fast allesamt auf Schätzungen. Laut Deloitte, einem internationalen Dienstleister

in den Bereichen Wirtschaftsprüfung, Risk Advisory, Steuerberatung, Financial Advisory und Consulting für Unternehmen und Institutionen aus allen Wirtschaftszweigen, gab es im Jahr 2013 rund 315.000 SmartHome-Haushalte in Deutschland (vgl. Deloitte und Bitcom 2014: 10). Für die Jahre bis 2020 gibt es jeweils ein konservatives als auch ein progressives Szenario (vgl. ebd.: 11–12). Während im konservativen Szenario für das Jahr 2018 720.000 SmartHome-Haushalte in Deutschland prognostiziert werden (ebd.: 11), liegt die prognostizierte Anzahl der SmartHome-Haushalte nach progressivem Szenario bereits bei 1.000.000 (ebd.: 12). Deutlich wird, dass die Anzahl an Haushalten mit SmartHome-Anwendungen in Deutschland rasant ansteigt. Aufgrund der uneinheitlichen Definition, was unter einem SmartHome genau zu verstehen ist, sind diese Zahlen nicht sehr aussagekräftig. Es zeichnet sich jedoch ab, dass smarte Heiztechnik und weitere SmartHome-Anwendungen in Zukunft eine wichtige Rolle spielen werden. Die Politik hat bereits entsprechende Förderprogramme aufgelegt. Gerade die hohen Erwartungen an SmartHomes bei gleichzeitig vager Definition macht Heizen im Kontext von SmartHome zu einem interessanten Fallbeispiel im Hinblick auf Wandel von alltäglichen Heizpraktiken.

Es zeigt sich somit, dass die Fallbeispiele nicht danach ausgewählt wurden, Heizen größtmöglich zu erfassen, sondern vielmehr danach, verschiedene Wandlungsprozesse von Heizpraktiken aufzuzeigen und erforschen zu können.

3.5 Auswahl der Interviewpartner*innen

Die genaue Stichprobe stand vor Beginn der Feldforschung noch nicht fest, da auch für diesen Schritt des Forschungsprozesses die weitgehend offene, das heißt vorrangig auf die Besonderheiten des interessierenden Phänomens hin ausgerichtete Forschungspraxis beibehalten wurde (vgl. Rosenthal 2011: 83–86). Im Sinne des Untersuchungsgegenstands (alltägliches Heizen in Privathaushalten) und der zwei Fallbeispiele (Heizen im Wohnkontext Passivhaus und Heizen mittels intelligenter Heizungssteuerung) galt es, geeignete Interviewpartner*innen auszuwählen.

Es sollte auf jeden Fall mit Bewohner*innen sowohl von Passivhäusern als auch SmartHomes gesprochen werden. Das Interesse an der Bewohner*innenperspektive erscheint offenkundig und logisch, da es sich bei den Bewohner*innen um *die* Performer*innen bzw. genuinen Träger*innen der in dieser Arbeit primär interessierenden alltäglichen Heizprakti-

ken handelt. Darüber hinaus wurde bei der Auswahl geeigneter Interviewpartner*innen darauf geachtet, dass sie nicht schon ihr ganzes Leben in einem Passivhaus oder SmartHome wohnen, sondern vorher schon einmal für längere Zeit mit einem konventionellen Heizungssystem gelebt haben. Ihre Erfahrungen des Heizens in einem konventionellen Wohnkontext bzw. mittels konventioneller Heizungstechnik sollen den Interviewpartner*innen als Referenzmaßstab dienen, um berichten zu können, wie sich aus ihrer Sicht Heizen im Passivhaus bzw. SmartHome von Heizen im konventionellen Wohnkontext unterscheidet und welche Veränderungen sie in ihrer persönlichen Heizpraxis beim Übergang zu neuen Heizformen haben feststellen können. Durch diese gezielte Auswahl ist ein Vergleich zwischen alten und neuen Heizansätzen nicht nur jederzeit möglich, sondern in den Erzählungen und Beschreibungen der Interviewten immer schon enthalten bzw. durch gezielte Nachfrage zu generieren.

Bei den ersten vor allem theoretischen Annäherungen an das Feld wurde eruiert, dass neben den Bewohner*innen auch noch andere Akteure eine maßgebliche Rolle in der Ausgestaltung der alltäglichen Heizpraktiken in Privathaushalten spielen. Expert*innen etwa, die aufgrund ihres Spezialwissens sowie ihrer korrespondierenden beruflichen Position eine zentrale Rolle im Bau- bzw. Umrüstungsprozess (hin zu) einer neuen Heizlösung spielen. Expert*innen sind häufig schon am Zustandekommen, immer aber an der konkreten Ausgestaltung einer bestimmten Heizlösung beteiligt. Sie können als ‚Gatekeeper‘ bezeichnet werden – als Personen, die aufgrund von besonderen Fähigkeiten und Kenntnissen sowie ihrer beruflichen Position die Möglichkeit haben, die Entscheidung und Gestaltung der Heizlösung in den betreffenden Privathaushalten zu beeinflussen.

Generell sind sehr viele verschiedene Akteure am Planungs- und Bauprozess eines Hauses oder einer Wohnung als Passivhaus und dementsprechend an der Gestaltung des Energiestandards⁶¹ und der Heizlösung für den verbleibenden Heizwärmebedarf beteiligt: Architekt*innen, Bauinge-

61 Der Energiestandard eines Gebäudes legt fest, wie hoch der Bedarf an Energie pro Quadratmeter Energiebezugsfläche und Jahr sein darf. Für die Einordnung einer Immobilie ist demnach ihre energetische Qualität entscheidend. Sie wird mit den Referenzgrößen Primärenergiebedarf und Transmissionswärmeverlust gemessen. Die Energieeinsparverordnung (EnEV) definiert für diese beiden Größen Höchstwerte, die ein so genanntes vergleichbares Referenzgebäude einzuhalten hat. Ein Effizienzhaus 55 benötigt demnach nur 55 Prozent der Energie des Referenzgebäudes, oder anders ausgedrückt: es darf nur 55 Prozent der nach EnEV gültigen Höchstwerte hinsichtlich Jahres-Primärenergiebedarf und Transmissionswärmeverlust erreichen (siehe Burgdorf 2009*).

nier*innen, Statiker*innen, Energieberater*innen und Haustechniker*innen. Häufiger kommt es vor, dass mehrere dieser Aufgaben von einer Person in Personalunion übernommen und erledigt werden. Meist handelt es sich bei diesen Personen von ihrer professionellen Ausbildung her um ausgewiesene, diplomierte Architekt*innen. Sie sind häufig zentrale ‚Gatekeeper‘ im Wohnkontext eines Passivhauses, weshalb Interviews mit ihnen durchgeführt werden sollen. Darüber hinaus fließen Vorstellungen und Annahmen der Architekt*innen über die künftigen Bewohner*innen sowie zu deren Nutzungs- und Heizverhalten und dementsprechendem Energieverbrauch schon frühzeitig in das Haus- oder Wohnungsdesign sowie die Konzeption der Heizlösung mit ein (vgl. Shove et al. 2012: 148f).

Architekt*innen kommt eine tragende Rolle im Hinblick auf den Entwurf, die integrierte Planung und die Umsetzung von Passivhäusern zu und sie nehmen mit ihrer Tätigkeit Einfluss auf die Heizenergiekonsumpraktiken der späteren Bewohner*innen.⁶²

Im Falle der intelligenten Heiztechnik stellen Vertreter*innen großer Energieversorgungsunternehmen wichtigste ‚Gatekeeper‘ dar, insofern die betreffenden Personen in ihrem Unternehmen wichtige Ansprechpartner*innen für SmartHome-Anwendungen und -Produkte, wie etwa eine intelligente Heizungssteuerung sind. In diesem Fall werden zudem Vertreter*innen von Unternehmen als Expert*innen betrachtet, die sich mit ihrer Unternehmenstätigkeit auf intelligente Heizungsregelungstechnik, die entsprechenden technologischen Lösungen sowie die dafür geeigneten und darauf zugeschnittenen Anwendungen für Computer, Tablet-PC und Smartphone spezialisiert haben und ihre Produkte auf dem Markt anbieten, sowie Erbauer*innen und/oder ‚Manager*innen‘ so genannter LivingLabs (Musterhäuser).

Dass sowohl die Perspektiven von Passivhaus- und SmartHome-Bewohner*innen als auch von (den) entsprechenden Expert*innen in diese Untersuchung miteinbezogen werden, ist tatsächlich innovativ: So wird nicht nur deutlich, welche Fragen neue Heizformen im praktischen Alltag aufwerfen, sondern auch wer am erfolgreichen Zustandekommen und der konkreten Ausgestaltung einer neuen Heizlösung beteiligt ist und wie diese Mitwirkung im Einzelnen aussieht.

In fast allen Gruppen von Interviewpartner*innen waren Männer wie Frauen vertreten. Die Geschlechterverteilung bei den Interviewpartner*in-

62 Zur besonderen Rolle von Architekt*innen für den Planungs- und Umsetzungsprozess eines Hauses oder einer Wohnung als Passivhaus siehe auch die Interviewgespräche Grund-Ludwig 18.04.2009 und Grotelüschen 2010.

nen spiegelt vermutlich die allgemeine Geschlechterverteilung in den ausgewählten Gruppen wider. Da Geschlechterfragen im Weiteren nicht im Fokus stehen, kann dies jedoch vernachlässigt werden, sofern die Analyse keinen Geschlechterbias offenbart.

3.6 Interviews

Innerhalb der qualitativen Sozialforschung stellen Interviews eine häufig verwendete Form der Datengenerierung dar, die sich auch für diese Arbeit anbietet. Das Interview ist eine Form der mündlichen Befragung, die unterschiedlich stark strukturiert sein kann und für die verschiedene qualitative inhaltsanalytische Auswertungsverfahren vorhanden sind (vgl. Atteslander 2010: 110ff bzw. 195ff). Da im Mittelpunkt der hier vorliegenden Untersuchung ein eingegrenztes Thema – privates Heizen als Ausschnitt alltäglicher Handlungspraxis – steht, ist es sinnvoll, sowohl die Interviewsituation mit den Bewohner*innen als auch diejenige mit den Expert*innen durch einen Leitfaden gezielt auszurichten. Gleichzeitig ist dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die Untersuchung neues, bisher unbekanntes Wissen über die kollektiv geteilte Praxis alltäglichen Heizens in Privathaushalten hervorbringen soll. Das heißt, die Interviewsituation sollte Raum für generativ neue Erkenntnisse lassen, die sich womöglich erst in der Analyse des Datenmaterials als relevant erschließen. Die Leitfäden für die vier unterschiedlichen Gruppen ausgewählter Interviewpartner*innen und die dazugehörigen Interviewsituationen sind dementsprechend offen zu gestalten. Eine methodische Entsprechung kann das Forschungsanliegen in offenen Leitfadeninterviews – Expert*inneninterviews stellen hiervon eine spezifische Form dar – finden.

3.6.1 Leitfadengestützte Interviews

In dieser Untersuchung wird auf einen Leitfaden zur Gesprächsführung zurückgegriffen, weil sich auf diese Weise am besten sicherstellen lässt, dass sich die Befragten in jedem Fall zu den für das Forschungsinteresse relevanten Themen äußern. Das heißt, eine leitfadenorientierte Gesprächsführung wird dem thematisch eingegrenzten Interesse der Forscherin an den Beforschten, deren Erfahrungen und handlungspraktischem Wissen gerecht. Sollte der bzw. die Befragte im Laufe des Interviews thematisch zu stark abschweifen, kann der bzw. die Interviewer*in unter Zuhilfenahme

des Leitfadens die befragte Person immer wieder zu den interessierenden Themen zurückleiten und das Interview wieder auf die für das Forschungsinteresse relevanten Themen fokussieren. Eine leitfadengestützte Interviewführung gewährleistet zudem eine gewisse „Vergleichbarkeit der Interviewtexte“ (Meuser und Nagel 1991: 453, 2005: 269). Da sich für alle Interviews mit Personen einer Zielgruppe prinzipiell am selben Leitfaden orientiert wird, „sind die Interviews zumindest insofern vergleichbar, als sich alle befragten Personen [innerhalb einer Zielgruppe] zu denselben Themen äußern mussten“ (Nohl 2017: 17). Dies ist für die Auswertung der dieser Arbeit zugrundeliegenden Leitfadeninterviews von herausragender Bedeutung, da es sich bei der dokumentarischen Methode um ein von Anfang an konsequent vergleichendes Analyseverfahren handelt (vgl. Nohl 2013). Wie dieses durchweg vergleichende Vorgehen umzusetzen ist und was damit bezweckt wird, wird in Abschnitt 3.10 dieses Kapitels genauer erläutert.

Wird der Leitfaden darüber hinaus flexibel und unbürokratisch „im Sinne eines Themenkomplexes und nicht im Sinne eines standardisierten Ablaufschemas“ (Meuser und Nagel 2005: 269) gehandhabt und laufend der Interviewsituation angepasst, beispielsweise indem der bzw. die Interviewer*in sich die tatsächliche Reihenfolge und Vertiefung der behandelten Themen erst im konkreten Gesprächsverlauf und durch eigene Relevanzsetzungen seitens des bzw. der Interviewten ergeben lässt, können auch mit den Fragen eines Leitfadens ausführliche Erzählungen zu den einzelnen Themengebieten generiert werden. Demnach ist der Leitfaden, wie Andreas Witzel es ausdrückt, in erster Linie als „Orientierungsrahmen“ bzw. flexible „Gedächtnisstütze“ (Witzel 1982: 90) für den bzw. die Interviewer*in zu verstehen:

„Zum einen ‚hakt‘ [...] der Interviewer sozusagen im Gedächtnis die im Laufe des Interviews beantworteten Forschungsfragen ab, kontrolliert also durch die innere Vergegenwärtigung des Leitfadens die Breite und Tiefe seines Vorgehens. Zum anderen kann er sich aus den thematischen Feldern, etwa bei stockendem Gespräch bzw. bei unergiebigem Thematisierung, inhaltliche Anregungen holen, die dann ad hoc entsprechend der Situation formuliert werden. Damit lassen sich auch Themenfelder in Ergänzung zu der Logik des Erzählstranges seitens des Interviewten abtasten, in der Hoffnung, für die weitere Erzählung fruchtbare Themen zu finden bzw. deren Relevanz aus Sicht der Untersuchten festzustellen und durch Nachfragen zu überprüfen.“ (ebd.)

Demzufolge steht der Leitfaden weder einem offenen Gesprächsverlauf noch der Erzählgenerierung entgegen; vielmehr kann er – bewusst von dem bzw. der Interviewer*in eingesetzt – sogar als hervorragende Unterstützung bzw. als „Instrument für die narrative Ausgestaltung von Interviews“ (Nohl 2017: 18) dienen. Dafür ist es wichtig, „dass die durch den Fragebogen thematisch oder sogar im Wortlaut vorgegebenen Fragen erzählgenerierend sind“ (ebd.). Das heißt, dass die Fragen des Leitfadens möglichst offen formuliert sein sollten, so dass die Untersuchten jederzeit die Möglichkeit haben, auch noch eigene, von dem bzw. der Interviewer*in nicht angesprochene Themen einzubringen, unerwartete Themendimensionierungen vorzunehmen und einzelne angesprochene Themen nach eigenem Ermessen zu vertiefen. Die Untersuchten sollten im Interview stets die Gelegenheit erhalten, ihre eigenen Sinndeutungen und Relevanzsysteme in ihrer eigenen Sprache vorzubringen und ausführlich zu entfalten. Nicht nur bei den im Leitfaden vorgesehenen Fragen, sondern ebenfalls bei den meist etwas freier formulierten oder zum Teil sogar ad hoc gestellten immanenten Nachfragen sollte der bzw. die Interviewer*in stets darauf achten, dass diese narrativ fundiert sind, damit auch sie dazu beitragen (können), die Schilderungen der Befragten weiter zu vertiefen. Im Idealfall achtet der bzw. die Forscher*in während des gesamten Interviews auf eine narrative Gesprächsführung, damit die Interviewten „größtmöglichen Raum zur Selbstgestaltung der Präsentation ihrer Erfahrungen und bei der Entwicklung ihrer Perspektive auf das angesprochene Thema“ (Rosenthal 2011: 151) haben. Das Ziel, möglichst viele Erzählungen zu generieren, resultiert aus der besonderen Bedeutung, die narrativen Passagen bei der Auswertung von Interviewtexten mittels der dokumentarischen Methode zukommt: Aus Sicht der dokumentarischen Methode liegen nur „Erzählungen der Erfahrung und erlebten Handlungspraxis [nahe]“ (Nohl 2017: 19); in Unterschied zu argumentativen Textstellen, in denen die Befragten in der Regel zur Explikation ihrer Motive und Handlungsintentionen sowie Begründung ihres Tuns gedrängt werden, was immer auf die aktuelle Situation und nicht auf die vergangenen erlebten Erfahrungen verweist (vgl. ebd.: 24), können damit auch nur narrative Passagen „der Artikulation ‚atheoretischen Wissens‘ und ‚konjunktiver Erfahrung‘ dienen“ (ebd.: 19) – dem Erkenntnisinteresse dieser Arbeit.

3.6.2 Expert*inneninterviews

Des Weiteren soll in dieser Arbeit noch eine besondere Form des offenen leitfadenorientierten Interviews zur Anwendung kommen: das Expert*inneninterview. Das Verfahren des Expert*inneninterview haben Michael Meuser und Ulrike Nagel erstmals in einem Aufsatz Anfang der 1990er Jahre methodisch umfassend ausgearbeitet (vgl. Meuser und Nagel 1991). Das Besondere an Expert*inneninterviews – wodurch sie sich gleichzeitig auch deutlich von anderen Formen offen gestalteter Interviews unterscheiden – ist laut Meuser und Nagel, dass in ihnen „*nicht* die Gesamtperson den Gegenstand der Analyse, d.h. die Person mit ihren Orientierungen und Einstellungen im Kontext des individuellen und kollektiven Lebenszusammenhangs [bildet]“ (ebd.: 442, Hervorh. im Original). Vielmehr werden die wesentlich in Abhängigkeit vom jeweiligen Forschungsinteresse ausgewählten Expert*innen vor allem zu ihrer beruflichen Praxis, d.h. ihrem „organisatorische[n] oder institutionelle[m] Zusammenhang“ befragt, „der mit dem Lebenszusammenhang der darin agierenden Personen gerade nicht identisch ist und in dem sie nur einen ‚Faktor‘ darstellen“ (ebd.). Während die Passivhaus- und SmartHome-Bewohner*innen (in ihrer Rolle) als Privatpersonen, quasi als ‚Expert*innen ihrer alltäglichen Heizpraxis‘ (vgl. Hörning 2001) angesprochen und zu ihrem handlungspraktischen Wissen im Hinblick auf ihr alltägliches Heizhandeln befragt werden, sind die im Rahmen dieser Forschungsarbeit als Expert*innen identifizierten Personen (Architekt*innen und professionelle Ansprechpartner*innen für smarte Heiztechnik) vorrangig als „FunktionsträgerInnen innerhalb eines organisatorischen oder institutionellen Kontextes“ (Meuser und Nagel 1991: 444) von Interesse. Sie werden als Vertreter*innen ausgewählter Berufsgruppen angesprochen, als „RepräsentantInnen einer Organisation oder Institution, insofern sie die Problemlösungen und Entscheidungsstrukturen (re)präsentieren“ (ebd.). Die Gegenstände des Expert*inneninterviews sind demnach die mit ihrer beruflichen Funktion bzw. Stellung im Unternehmen „verknüpften Zuständigkeiten, Aufgaben, Tätigkeiten und die aus diesen gewonnenen exklusiven Erfahrungen und Wissensbestände“ (ebd.). Bei den Expert*innen ist primär nicht ihr alltagspraktisches Wissen in Bezug auf Heizen von Interesse, welches sie im Kontext ihres persönlichen Lebenszusammenhangs erworben haben, sondern bei ihnen geht es vorrangig um ihr handlungspraktisches Wissen, das sie sich über ihr berufliches Handlungsfeld und im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit angeeignet haben. Im Fokus steht demnach das „Betriebswissen“ (ebd.: 446) der jeweiligen Expert*innen; das heißt, „die Interviews sind da-

rauf angelegt, daß die ExpertInnen Auskunft über ihr eigenes Handlungsfeld geben“ (ebd.: 445); „der/die ExpertIn [wird] zum eigenen Handeln und dessen institutionellen Maximen und Regeln befragt“ (Meuser und Nagel 2005: 264). Am Rande dienen die Interviews mit Expert*innen aber auch der Ermittlung des so genannten „Kontextwissen[s]“ (Meuser und Nagel 1991: 446); das heißt, der bzw. die Expert*in soll an manchen Stellen auch „Auskunft geben über die Kontextbedingungen des Handelns, über Zielgruppen [hier die Bewohner*innen, JM], Adressaten, Betroffene“ (Meuser und Nagel 2005: 264).

Meuser und Nagel fassen die Vorteile dieses Vorgehens in Bezug auf Expert*inneninterviews prägnant zusammen:

„In unseren Untersuchungen haben wir mit offenen Leitfäden gearbeitet, und dies scheint uns die technisch saubere Lösung der Frage nach dem Wie der Datenerhebung zu sein. Eine leitfadenorientierte Gesprächsführung wird beidem gerecht, dem thematisch begrenzten Interesse des Forschers an dem Experten wie auch dem Expertenstatus des Gegenübers. Die in die Entwicklung eines Leitfadens eingehende Arbeit schließt aus, daß sich der Forscher als inkompetenter Gesprächspartner darstellt. [...] Die Orientierung an einem Leitfaden schließt auch aus, daß das Gespräch sich in Themen verliert, die nichts zur Sache tun, und erlaubt zugleich dem Experten, seine Sache und Sicht der Dinge zu extemporieren.“ (Meuser und Nagel 1991: 448)

Im Hinblick auf die Durchführung der Expert*inneninterviews gelten somit die gleichen Prämissen wie für die sonstigen, im Rahmen dieses Forschungsvorhabens geplanten Interviews: Es wird sich an einem Leitfaden orientiert, der von der Interviewerin flexibel und situationsadäquat anzuwenden ist.

3.7 Feldzugang

Wie bereits in Teilkapitel 3.3 zum methodologischen Forschungsdesign beschrieben, erfolgt die tiefergehende Sinnerschließung alltäglicher Heizpraxis in Privathaushalten vorrangig über Interviews. Auf andere Zugänge, wie etwa teilnehmende Beobachtung, wurde nur in einzelnen Fällen, bei denen es sich situativ angeboten hat, ergänzend zurückgegriffen. In diesem Abschnitt wird geschildert, wie für das Thema dieser Arbeit geeignete Gesprächspartner*innen kontaktiert und zu einer Teilnahme am Interview bewegt wurden.

Auch wenn es in beiden ausgewählten Untersuchungsfällen um das gleiche Forschungsphänomen – Heizen mittels moderner Heiztechnik – geht, so handelt es sich beim Passivhaus und SmartHome dennoch um zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Bereiche innerhalb des einen übergeordneten Forschungsfeldes ‚Heizen‘. Das heißt, für dieses Forschungsvorhaben musste der Zugang zu zwei unterschiedlichen Bereichen erarbeitet werden. Bei der Felderschließung wurde nicht parallel, sondern mit nur kleinen Überschneidungen nacheinander vorgegangen: Zunächst wurde nach geeigneten Interviewpartner*innen für den Untersuchungsfall ‚Passivhaus‘ gesucht und erst nachdem fast alle Interviews mit Passivhaus-Architekt*innen und -Bewohner*innen absolviert waren, wurde mit der Akquise von kompetenten Gesprächspartner*innen für smarte Heiztechnik begonnen. Dieses eher sequenzielle Vorgehen von Fallbeispiel zu Fallbeispiel hat sich im Nachhinein als sinnvoll erwiesen, da beide Feldbereiche tatsächlich auch sehr unterschiedliche Erschließungsstrategien erfordern haben.

Die erste Ansprache und Rekrutierung von geeigneten Interviewpartner*innen zum Passivhaus-Fall erfolgte über öffentliche Veranstaltungen, wie z. B. die überregional organisierten „Tage der offenen Tür im Passivhaus“⁶³ des Jahres 2012, die „10. Hamburger Wohnprojekte-Tage“⁶⁴ und die „4. Norddeutsche Passivhauskonferenz“⁶⁵ – die beiden letztgenannten Veranstaltungen fanden ebenfalls im Jahr 2012 statt. Auf diesem Wege ließen sich rasch einige Passivhaus-Architekt*innen für ein Interview gewinnen. Die Akquise von Passivhaus-Bewohner*innen, also Privatpersonen, zur Teilnahme an einem Interview stellte sich als etwas schwieriger dar: Den ersten Kontakt zu Bewohner*innen vermittelten die interviewten Expert*innen. Auf diese Weise kamen zwei Interviews zustande. Ursprünglich konnte davon ausgegangen werden, dass sich aus den ersten erfolgreichen Bewohner*innengesprächen im „Schneeballverfahren“ (Schnell et al. 2011: 294) weitere geeignete Interviewkontakte ergeben.⁶⁶ Dieses Vorgehen war allerdings erfolglos. Aus diesem Grund wurde ein einseitiges offi-

63 Vgl. www.ig-passivhaus.de/index.php?page_id=157&, zuletzt geprüft am 09.10.2018.

64 Vgl. www.stattbau-hamburg.de/index.php/events-leser/wohnprojektetage.html, zuletzt geprüft am 09.10.2018.

65 Vgl. docplayer.org/18684504-4-norddeutsche-passivhauskonferenz.html (Programmflyer zur 4. Norddeutschen Passivhauskonferenz in Hamburg), zuletzt geprüft am 09.10.2018.

66 Beim Schneeball-Verfahren werden, ausgehend von einer Person, im Weiteren die von dieser Person benannten Personen befragt. Man geht also davon aus, dass

zielles Einwurfschreiben mit einer Skizze des Forschungsvorhabens formuliert. Dieses direkt an Bewohner*innen von Passivhäusern gerichtete Schreiben wurde an die Briefkästen mehrerer verschiedener Passivhauswohnprojekte im Großraum Hamburg verteilt. Die Resonanz auf dieses Anschreiben fiel insgesamt recht gut aus, so dass binnen kurzer Zeit genügend Bewohner*innen als Interviewpartner*innen gewonnen werden konnten.

Im SmartHome-Fall gestaltete sich der Feldzugang insgesamt deutlich komplizierter. Dies dürfte vor allem damit zusammenhängen, dass das Thema ‚SmartHome‘ zum damaligen Zeitpunkt (2013) in der Öffentlichkeit noch wenig bekannt war und die Technik in deutschen Privathaushalten bisher noch wenig genutzt wird. „Abfragen in der Community haben ergeben, dass Smart Homes deutlich unter 1 % der Neubauten in Deutschland ausmachen“ (Strese et al. 2010: 12).⁶⁷ Beim Konzept ‚SmartHome‘ handelt es sich also noch mehr um eine ‚Zukunftsvision‘ als um eine tatsächlich praktizierte Alltagslösung (vgl. Strengers 2013). Dazu kommt, dass SmartHomes nicht so einfach – wie etwa die meisten Passivhäuser – von außen als solche zu erkennen bzw. zu identifizieren sind. Dies liegt zum einen daran, dass es sich hierbei nicht um eine grundlegend andere oder besondere Hausbauweise handelt, sondern der größte Teil dieser neuen Technologie verbirgt sich in der Regel im Inneren des Hauses oder der betreffenden Wohnung (vgl. Stringer et al. 2006). Zum anderen lassen sich auch nur einzelne Komponenten dieser Technologie in Haushalte einbauen oder Komponenten für einzelne Bereiche um- oder nachrüsten, wie zum Beispiel die Heizungssteuerung (vgl. Strese et al. 2010: 8f). Es ist also durchaus möglich, dass ein älteres, dem äußeren Anschein nach wenig modernes Wohngebäude bereits mittels modernster Haussteuerungstechnologie verwaltet und kontrolliert wird und daher von der Technikausstattung her als ein SmartHome eingestuft werden kann. Darüber hinaus gab es für SmartHomes zum Erhebungszeitpunkt (noch) keine regelmäßig stattfindenden überregionalen öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen für interessierte Privatpersonen. Jedoch gab es bereits einige (größere) SmartHome-Initiativen bzw. -Projekte in Deutschland.⁶⁸ Noch handelt es

geeignete Interviewpartner*innen weitere geeignete Interviewpartner*innen kennen und dem bzw. der Interviewer*in den Kontakt zu diesen Freund*innen oder Bekannten vermitteln.

67 Im Jahr 2013 gab es in Deutschland gerade einmal 315.000 SmartHome-Haushalte (vgl. Deloitte und Bitcom 2014: 10).

68 Für eine ausführliche ‚Übersicht zum Status Quo von SmartHome-Initiativen und -Projekten in Deutschland‘ im Jahre 2010, siehe Strese et al. 2010: 16–34.

sich beim SmartHome um ein Nischensegment. Strese et al. schreiben in ihrer ‚Untersuchung zu SmartHome im Kontext eines Begleitforschungsprojektes‘ im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie (BMWi) zur Marktsituation Folgendes:

„Angebote am Markt für Smart Home-Anwendungen konnten trotz vielfacher Anläufe noch keine selbst tragende Nachfrage generieren. Der Markt ist weiterhin als Zukunftsmarkt zu charakterisieren. Dementsprechend und mangels eindeutiger, allgemein akzeptierter Definition gibt es auch kaum verlässliche Marktzahlen zu Smart Home.“ (Strese et al. 2010: 12)

Aus diesen Gründen wurde die Suche nach geeigneten Gesprächspartner*innen nicht auf Hamburg und die nähere Umgebung begrenzt, sondern von Anfang an auf ganz Deutschland ausgeweitet.

Durch ausführliche (Internet-)Recherche konnten für das Thema ‚SmartHome‘ und insbesondere für smarte Heiztechnik interessante und relevante Expert*innen in ganz Deutschland ausfindig gemacht werden, von denen einige gezielt ausgewählt und dann per Mail oder telefonisch kontaktiert wurden. Auf diesem Wege ließen sich – genauso wie im Passivhaus-Fall – mitinsgesamt sechs Expert*innen zum Thema ‚Heizen im SmartHome‘ Interviews generieren. Der Kontakt zu Bewohner*innen, die bereits mittels smarter Technik heizen, kam dann über einen der interviewten Expert*innen zustande. Im Interview mit einem Vertreter eines großen Energieversorgungsunternehmens erfuhr die Interviewerin, dass dieses Unternehmen noch für dasselbe Jahr (2013) den Start eines größeren, einjährigen Pilotprojekts zum intelligenten Heizen in einer Hamburger Liegenschaft geplant hatte.⁶⁹ Es ergab sich die Möglichkeit, dieses Pilotprojekt, das aufgrund von größeren Verzögerungen während der Anlaufphase noch einmal um ein Jahr verlängert wurde und dadurch letztendlich fast zwei Jahre andauerte, wissenschaftlich zu begleiten. Ich habe regelmäßig an den in der Anlaufphase und während der winterlichen Heizperiode wöchentlich und dann später etwas seltener stattfindenden Baubesprechungen, den Informationsveranstaltungen für die Mieter*in-

69 Bei diesem Pilotprojekt handelte es sich um ein Kooperationsprojekt einer Wohnungsbaugenossenschaft mit einem Energieversorgungsunternehmen sowie einer Firma für Gebäudeautomatisierungstechnik, an dem sich auch die Stadt Hamburg in Form einer finanziellen Förderung beteiligt hat. Für diesen Pilotversuch wurde die Hälfte der Wohneinheiten, insgesamt circa 75 Mietwohnungen einer größeren Genossenschafts-Immobilie, für eine Testphase von einem Jahr mit intelligenter Heizungssteuerungstechnik ausgestattet.

nen sowie den öffentlichen (Presse-)Veranstaltungen teilgenommen. Darüber hinaus konnten einige wenige der betroffenen Mieter*innen für ein Interviewgespräch gewonnen werden. Ein Grund für die eher verhaltene Resonanz auf meine Interviewanfragen ist in der grundsätzlichen Konzeption des Pilotprojekts zu suchen: die Teilnahme der Miethaushalte am Pilotprojekt beruhte nämlich nicht auf Freiwilligkeit, sondern die Entscheidung darüber wurde allein von der Genossenschaftsverwaltung getroffen; das heißt, die Teilnahme war für die ausgewählten Haushalte verpflichtend. Immer wieder wurde in den Kontakten mit Mieter*innen deutlich, dass die meisten von ihnen dem Projekt deshalb von Anfang an skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden. Viele Mieter*innen übertrugen diese Verweigerungshaltung vermutlich auf die für diese Arbeit durchgeführte Untersuchung. Dementsprechend viele Absagen erfolgten auf die mehrmaligen Interviewanfragen. Auch waren mehrmals Mieter*innen zu bereits vereinbarten Interviewterminen nicht anzutreffen. Darüber hinaus ist zu erwähnen, dass es sich um eine sehr heterogene Mieter*innenschaft handelt. Etwa ein Drittel der von der Maßnahme betroffenen Mieter*innen verfügt über einen Migrationshintergrund. In einigen Haushalten, die im Rahmen des Pilotprojekts mit einer intelligenten Heizungssteuerung ausgestattet wurden, waren kaum deutsche Sprachkenntnisse vorhanden. Zudem handelt es sich um viele sozial schwache und bildungsferne Haushalte. Diese Faktoren haben den Zugang zu den Privathaushalten somit noch zusätzlich erschwert, so dass sich für den Untersuchungsfall ‚SmartHome‘ letztendlich nur eine kleine Anzahl (insgesamt sechs) an Bewohner*innengesprächen realisieren ließ.

3.8 Entwicklung und Erprobung der Interviewleitfäden

Die vorliegende Studie hat insgesamt vier verschiedene Zielgruppen: Zum einen die Expert*innen für Passivhäuser: die Passivhaus-Architekt*innen und die Gruppe der Passivhaus-Bewohner*innen; zum anderen die Expert*innen für die SmartHome-Technik und die Gruppe der SmartHome-Bewohner*innen. Für diese vier verschiedenen Gruppen von Interviewpartner*innen wurden auch vier verschiedene Interviewleitfäden entwickelt.

Als Forscherin diente mir die Erarbeitung der Gesprächsleitfäden für die Expert*inneninterviews vor allem dazu, mich schon vorab mit den anzusprechenden Themen vertraut zu machen und damit eine Basis dafür zu schaffen, den jeweiligen Expert*innen im Interview als kompetente Ge-

sprächspartnerin zu begegnen (vgl. Meuser und Nagel 1991: 448f). Dadurch soll grundsätzlich verhindert werden, dass das Interviewgespräch auf der Ebene der Darstellung allgemeiner technischer Sachverhalte verbleibt. Vielmehr soll der bzw. die Expert*in durch die vorbereiteten Fragen dazu angeregt werden, ausführlich über die eigene berufliche Praxis zu sprechen, darüber wie er bzw. sie Entscheidungen trifft und Probleme löst oder auch anhand von Beispielen das eigene Vorgehen in bestimmten Situationen zu erläutern (vgl. Meuser und Nagel 2011: 58).

Zur Erstellung der unterschiedlichen Leitfäden wurden zunächst Kernthemen eruiert. Zu diesen Kernthemen wurden dann jeweils mehrere Fragen entwickelt und diese entwickelten Fragen wurden in einem nächsten Schritt geclustert. Auf diese Weise konnten sieben größere thematische Blöcke erstellt werden, die jeweils mehrere Fragen zu einem Themenkomplex enthielten. Dabei wurde darauf geachtet, dass die Einleitungs- bzw. Eröffnungsfrage eines jeden Themenblocks möglichst offen und erzählgenerierend formuliert wurde. Die weiteren Fragen innerhalb eines Themenblocks knüpften entweder direkt an diese Einleitungsfrage an oder sie dienten der weiteren Vertiefung des angesprochenen Oberthemas. Neben Nachfragen enthielt jeder Themenblock auch einige so genannte Aufrechterhaltungsfragen, die dazu dienen sollten, das Gespräch am Laufen zu halten. Diese Fragen sollten den bzw. die Interviewpartner*in zum weiteren Erzählen anregen, falls er bzw. sie einmal ins Stocken gerät oder auch dazu, begonnene Erzählungen und Beschreibungen fortzusetzen, weiter auszuführen und durch immer weitere Details zu ergänzen.

Auch wenn die entwickelten Gesprächsleitfäden sehr detailliert ausgearbeitet sind, wurden sie nie als starrer Gesprächsablaufplan verwendet, sondern stets sehr flexibel gehandhabt und immer individuell an die konkrete Interviewsituation, den bzw. die jeweilige Interviewpartner*in sowie den besonderen Gesprächsverlauf angepasst. Gerade die vorherige Erarbeitung der Gesprächsleitfäden hat mir als Interviewerin aber erst eine lockere und unbürokratische Interviewführung ermöglicht (vgl. Meuser und Nagel 1991: 449). Durch diese intensive Vorarbeit und thematische Einarbeitung war ich mit den Leitfäden vollkommen vertraut und wusste, welche Fragen im jeweiligen Interview bereits behandelt worden waren, zu welchen Themen sich mein Gegenüber noch nicht geäußert hatte oder welche Themen bisher noch gar nicht zur Sprache gekommen waren. Dadurch konnten gezielt Nachfragen gestellt und das Gespräch bewusst auf noch nicht behandelte Themen gelenkt werden.

Die Interviewleitfäden wurden im Sinne etablierter wissenschaftlicher Praxis und Qualitätskontrolle in Zusammenarbeit mit anderen Wissen-

schaftler*innen vorbereitet. Und bevor mit den eigentlichen Interviews mit ausgewählten Gesprächspartner*innen begonnen wurde, wurden die Leitfäden mit anderen erprobt, um sie auf Verständlichkeit, Stimmigkeit und Adäquanz zu überprüfen.

Die allgemeinen Richtlinien zum Datenschutz in der sozialwissenschaftlichen Forschung wurden eingehalten. Die Interviewpartner*innen wurden am Anfang des Interviews von der Interviewerin darüber aufgeklärt, wie die Interviewaufnahmen verwendet werden und ihnen wurde Anonymität zugesichert. Die Anonymisierung der Interviews erfolgt durch Namensänderung und Weglassen von persönlichen Detailinformationen, wie Alter, Beruf, usw. Darüber hinaus wurden die meisten Ortsangaben (z.B. Wohn- und Standorte) sowie wichtige Kennzahlen und Größen geändert oder ganz weggelassen.

3.9 Materialbilanzierung

Über die verschiedenen Kontaktwege kamen in der Summe 27 Interviews mit insgesamt 33 Personen zustande, die im Zeitraum von Dezember 2012 bis März 2014 geführt wurden. Bis auf wenige Ausnahmen dauerten alle Interviews für den Untersuchungsfall ‚Passivhaus‘ zwischen einer und zwei Stunden an. Die Interviews für den Untersuchungsfall ‚SmartHome‘ fielen etwas kürzer aus; sie dauerten in der Regel zwischen 30 Minuten und einer Stunde an. Alle Interviews wurden aufgezeichnet und anschließend vollständig transkribiert – liegen somit als Textdokumente vor.

Von den 27 Interviews entfallen 17 Interviews mit insgesamt 21 Personen auf den Untersuchungsfall ‚Passivhaus‘. Die verbleibenden zehn Interviews mit insgesamt zwölf Personen sind dem Untersuchungsfall ‚SmartHome‘ zuzurechnen.

Für den Untersuchungsfall ‚Passivhaus‘ wurden sechs Expert*innengespräche mit sechs verschiedenen Architekt*innen geführt und es fanden elf Leitfadeninterviews mit insgesamt 15 Bewohner*innen von Passivhäusern statt. Bei den Bewohner*innengesprächen handelt es sich um sieben Einzelinterviews, drei Tandem-Interviews (mit jeweils zwei Bewohner*innen aus unterschiedlichen Haushalten) und ein Paar-Interview.

Für den Untersuchungsfall ‚SmartHome‘ wurden vier Expert*inneninterviews mit insgesamt sechs Personen geführt. Davon sind drei Einzelinterviews und an einem Expert*inneninterview waren drei Mitarbeiter*innen eines städtischen Energieversorgers beteiligt. Zudem wurden sechs Leitfadeninterviews mit sechs SmartHome-Bewohner*innen durchgeführt.

Darüber hinaus liegen für den Fall ‚SmartHome‘ zahlreiche schriftliche Kurzprotokolle der Baubesprechungen vor, zudem die Ergebnisse aus einer quantitativen Befragung zur Nutzer*innenzufriedenheit, die die Genossenschaftsverwaltung durchgeführt hat sowie statistische Daten zu den durch die intelligente Heizungssteuerungstechnologie erzielten Energie- und CO₂-Einsparungen.⁷⁰

Der Schwerpunkt der Auswertung liegt eindeutig auf den Interviews. Auf anderen Wegen gewonnene Informationen, wie z.B. durch Beobachtungen bei den Interviewpartner*innen zuhause, bei Hausbesichtigungen und Wohnungsrundgängen, bei öffentlichen Veranstaltungen, Besuchen in LivingLabs, usw., wurden zwar nicht systematisch dokumentiert, aber durchaus zur Kontextualisierung des Interviewmaterials herangezogen. Sie wurden bei der Interpretation ausgewählter Interviewpassagen ergänzend verwendet, etwa um Sinnzusammenhänge besser rekonstruieren zu können. Damit erleichterte das aus anderen Zugängen generierte Wissen das Sinnverstehen aus dem Feld heraus.

Die Erfassung soziodemografischer Daten war für die Auswertung der Interviewdaten nicht notwendig.

3.10 Dokumentarische Methode – konkretes Auswertungsverfahren

In diesem Teilkapitel werden die zentralen Arbeitsschritte für eine dokumentarische Interpretation von Textmaterial theoretisch vorgestellt, wie sie ursprünglich von Ralf Bohnsack (2014 [1991]: 136ff) erarbeitet und dann von Arnd-Michael Nohl (2017 [2006]) erstmals speziell für die Interpretation von Interviews weiterentwickelt wurden. Im darauffolgenden Teilkapitel gilt es dann zu zeigen, welche dieser Arbeitsschritte auf das eigens generierte Material angewendet wurden und wie sich dies im Einzelnen konkret gestaltete.

Bei der dokumentarischen Interpretation von Interviews handelt es sich um ein dreistufiges Verfahren, wobei jede der drei Stufen noch einmal jeweils zwei Zwischenstufen bzw. Teilschritte umfasst (vgl. tabellarische Übersicht in Nohl 2017: 30).

Wie im Teilkapitel 3.2 zu den theoretischen Grundlagen der dokumentarischen Methode bereits erläutert, ist für die dokumentarische Auswertung die von Mannheim (1980: 85ff) entwickelte „(Leit-)Differenz von kommunikativem bzw. immanentem Sinngehalt auf der einen und kon-

70 Siehe Fußnote 86.

junktivem bzw. dokumentarischem Sinngehalt auf der anderen Seite“ (Bohnsack 2001: 337) konstitutiv. Diese Unterscheidung wird von Bohnsack in der Forschungspraxis aufgegriffen, indem er zwei Interpretationsschritte klar voneinander trennt: Als erstes erfolgt die thematisch zusammenfassende ‚formulierende‘ Interpretation und im zweiten Schritt dann die ‚reflektierende Interpretation‘ des herausgearbeiteten Orientierungsrahmens. Besonderes Merkmal der dokumentarischen Methode ist hierbei, dass es sich um ein von Anfang an konsequent vergleichendes Analyseverfahren handelt.

3.10.1 Die formulierende Interpretation

Noch *vor* der Transkription der Interviews beginnt bereits deren formulierende Interpretation. Dafür wird das Tonmaterial von den Forschenden zunächst aufmerksam angehört und thematisch gegliedert. Für jedes Interview wird im ersten Schritt ein so genannter „*thematischer Verlauf*“ (Bohnsack 2014: 137, Hervorh. im Original) erstellt. Dabei werden die markanten Ober- und Unterthemen in der gleichen Reihenfolge, wie sie im Interview auftauchen, in Form von Überschriften oder kurzen Zusammenfassungen schriftlich festgehalten. Diese thematischen Verläufe dienen dem bzw. der Forscher*in vor allem dazu, einen Überblick über die Inhalte und Struktur der Interviews zu erlangen. Darüber hinaus bilden sie die Grundlage für die Auswahl jener Textabschnitte, die tatsächlich transkribiert werden sollen – insbesondere, wenn keine Totaltranskription der Interviews angestrebt wird (vgl. Nohl 2017: 30) –, um die ausgewählten thematischen Abschnitte dann in einem nächsten Schritt im Sinne der formulierenden und reflektierenden Interpretation detailliert zu analysieren.

Beim Vorgehen nach der dokumentarischen Methode werden einzelne Interviews in der Regel nie in Gänze ausgewertet, sondern es werden vorrangig solche Textstellen im erhobenen Material gesucht und zur dokumentarischen Interpretation ausgewählt, in denen sich die subjektiven Relevanzsetzungen der Interviewten besonders deutlich zeigen. In der Regel heben sich solche Passagen auch formal deutlich vom Rest des Textes ab. Bei Gruppendiskussionen spricht Bohnsack in diesem Zusammenhang von „Fokussierungsmetaphern“ (Bohnsack 2011a: 67). Im Vergleich zu anderen Passagen derselben Diskussion bzw. desselben Dialogs zeichnen sich diese Stellen durch eine besondere interaktive und metaphorisch-erzählerische Dichte aus. Dies äußert sich zum Beispiel durch rasche Sprecher*innenwechsel oder gleichzeitiges Sprechen, durch die lange und ausführliche

Behandlung eines Themas oder durch den Wechsel der bevorzugten Textsorte (z.B., wenn ein*e Sprecher*in vom Argumentieren immer mehr ins Erzählen kommt) (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 293). Auch in (Einzel-)Interviews sind solch fokussierte Stellen zu finden, die in der Regel ein Hinweis darauf sind, dass in ihnen ein übergreifender handlungsleitender ‚Orientierungsrahmen‘ zum Ausdruck kommt (vgl. Loos und Schäffer 2001: 70f). Fokussierte Passagen in Interviews sind meist an detaillierten Erzählungen und Beschreibungen zu erkennen oder daran, dass sich die befragte Person besonders engagiert und metaphorisch zu einem Thema äußert.

Ein zweiter wichtiger Gesichtspunkt für die Auswahl von Textstellen zur detaillierten Auswertung ist die Forschungsfrage. So werden diejenigen Passagen zur dokumentarischen Interpretation ausgewählt, in denen die theoretisch interessierenden Aspekte und Themen behandelt werden – Textstellen also, die für die forschungsleitenden Fragen inhaltlich von Bedeutung sind.

Darüber hinaus werden in der Regel noch weitere Interviewausschnitte zur Interpretation ausgewählt. Und zwar solche, die besonders geeignet für einen Vergleich mit Passagen aus anderen Interviews erscheinen, etwa, weil in ihnen Themen gleichermaßen behandelt werden, sich also in unterschiedlichen Fällen ein gleicher impliziter Orientierungsrahmen abzeichnet (vgl. Nohl 2017: 30).

Das heißt, dass bei der Interpretation von Interviews sich an thematischen Einheiten orientiert wird, an Textpassagen, die vom Inhalt her zusammengehören und die durchaus über die Texte verstreut sind. Auf die Sequenzialität von Äußerungen je Interview wird dabei nicht fokussiert, da diese stark durch die Reihenfolge der Fragen beeinflusst wird, die mit einem thematisch strukturierten Gesprächsleitfaden zu einem gewissen Grad vorgegeben ist.

Als nächstes werden die ausgewählten Passagen einer ausführlichen ‚formulierenden Feininterpretation‘ unterzogen. Bei der formulierenden Interpretation ist noch auf der Ebene des immanenten Sinngehalts zu verbleiben. Das heißt, es geht hier zunächst einmal um eine Rekonstruktion der Sachebene. Die Aufgabe besteht vorerst darin, lediglich das zu reformulieren, *was* tatsächlich in den Interviews zur Sprache kam und von den Beforschten gesagt wurde. Die Paraphrasierung des Gesagten sollte in klar verständlicher Sprache erfolgen, auf sozialwissenschaftliche Begrifflichkeiten ist hier bewusst zu verzichten (vgl. ebd.: 61). Stattdessen sollte sich die Zusammenfassung des Gesagten an den sprachlichen Spezifika der Beforschten orientieren und bei hoher Indexikalität sollte deren Terminolo-

gie in Form wörtlicher Zitate aufgegriffen werden. Das heißt, von den Beforschten verwendete besondere Ausdrücke oder eigens formulierte Wendungen sind zu übernehmen (– eigene Wortschöpfungen wie z.B. ‚Heizungsgene‘, oder Begriffe wie ‚Gewohnheitstier‘ als Ausdruck für ‚routinemäßig handelnder Mensch‘ können in die formulierende Interpretation aufgenommen werden). Damit ist die formulierende Interpretation auf den in einer Passage kommunikativ explizierten (objektiven) Sinn gerichtet.

3.10.2 Die reflektierende Interpretation

Der darauffolgende Schritt der ‚reflektierenden Interpretation‘ (vgl. Bohnsack 2014: 137–141) bildet das eigentliche Kernstück der dokumentarischen Methode, da er auf den dokumentarischen Sinngehalt bzw. Dokumentsinn zielt. Nun geht es nicht mehr um den thematischen Inhalt ausgewählter Passagen, sondern der (Orientierungs-)Rahmen, in dem ein Thema behandelt oder eine Problemstellung bearbeitet wird, ist nun zu rekonstruieren. Statt nach dem ‚Was‘, wird jetzt nach dem ‚Wie‘ des Gesagten gefragt. Im Fokus des Interesses steht nun die Art und Weise, in der ein*e Interviewpartner*in über ein konkretes Thema spricht. Im Rahmen der reflektierenden Interpretation sucht der bzw. die Forscher*in in der Regel folgende Fragen zu beantworten:

„Was zeigt sich hier über den Fall? Welche Bestrebungen und/oder welche Abgrenzungen sind in den Redezügen impliziert? Welches Prinzip, welcher Sinngehalt kann die Grundlage der konkreten Äußerung sein? Welches Prinzip kann mir verschiedene (thematisch) unterschiedliche Äußerungen als Ausdruck desselben ihnen zugrunde liegenden Sinnes verständlich machen?“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 295)

Da die reflektierende Interpretation dem *Wie* eines Dokuments gewidmet ist, wird in diesem Interpretationsschritt den performativischen Aspekten der Hervorbringung des Dokuments besondere Beachtung geschenkt. Dies bedeutet für die Analyse von Textdokumenten, dass nun ihre formale Konstruktion und ihre Semantik verstärkt in den Blick genommen werden:

„Die Frage nach der Art und Weise, in der ein Thema bearbeitet wird, verweist gleichermaßen auf den formalen wie auf den semantischen Aspekt von Interviews. Die Semantik des Textes ist von seiner formalen Konstruktion nicht zu trennen, geht es hier doch darum, wie eine

Praxis oder eine praktische Erfahrung geschildert wird.“ (Nohl 2017: 31)

Formale Interpretation mit Textsortentrennung

Ursprünglich hat Bohnsack die dokumentarische Methode zur Analyse von Daten aus Gruppendiskussionsverfahren ausgearbeitet (vgl. hierzu Mangold und Bohnsack 1983, 1988, sowie Bohnsack 1989), weshalb sie sich vor allem zur Auswertung dieser Art von Daten eignet. So wird im Rahmen der formalen Interpretation (bei Textprotokollen) von Gruppendiskussionen auf den Diskursverlauf fokussiert – die „*Rekonstruktion der Diskursorganisation*“ (Bohnsack 2014: 140, Hervorh. im Original) steht hier im Mittelpunkt der formalen Analyse.

Immer häufiger werden nun auch Interviews (biografische, problemzentrierte ebenso wie leitfadengestützte Einzel- und Paar- oder Tandeminterviews) mittels dokumentarischer Methode ausgewertet. Durch eine entscheidende Ergänzung hat Arnd-Michael Nohl (2017 [2006]) das ursprüngliche, von Bohnsack (2014 [1991]: 33–58) entwickelte Auswertungsverfahren der dokumentarischen Methode speziell für die Analyse von Interviewdaten fruchtbar gemacht. Und zwar greift Nohl für die formale Textanalyse im Rahmen der reflektierenden Interpretation zusätzlich die von Fritz Schütze (1987) in der Narrationsstrukturanalyse entwickelte Textsortentrennung auf. Dabei wird zwischen Erzählungen, Beschreibungen sowie Argumentationen und Bewertungen unterschieden (Nohl 2017: 23–24). Erzählungen wird dabei eine besondere Bedeutung beigemessen, da über sie besonders gut – zumindest deutlich besser als über die anderen Textsorten – an die erlebten Erfahrungen des bzw. der Erzähler*in zu gelangen ist. Erzählungen vor allem in Form von kleineren Geschichten oder ausführlichen Situationsbeschreibungen eignen sich demnach besonders für eine Handlungs- und Erfahrungsanalyse. Hierbei ist unerheblich, ob im Interview nach der Biografie gefragt wird oder anhand eines Leitfadens verschiedene Themen behandelt werden, immer geht es vorrangig darum, den befragten Personen „*Erzählungen* zu deren persönlichen, in ihrer Handlungspraxis fundierten Erfahrungen hervorzulocken“ (ebd.: 16, Hervorh. im Original). Das Ziel narrativ fundierter Interviews besteht also darin, mithilfe von geeigneten Fragen möglichst viele Erzählungen zu generieren.

In ‚Erzählungen‘ geht es in der Regel um konkrete, singuläre Ereignisse. Erzählungen sind daran zu erkennen, dass in ihnen Handlungs- und Geschehensabläufe geschildert werden, die einen Anfang und ein Ende aufweisen, deren Bestandteile in einer klaren zeitlichen Abfolge stehen und

die Geschehnisse von den Informant*innen auch ihrem tatsächlichen temporalen Verlauf entsprechend dargestellt werden. Typische Formulierungen, die im Rahmen von Erzählungen zur Strukturierung des geschilderten Handlungsgeschehens verwendet werden, sind z.B. ‚erst‘, ‚und dann‘, ‚daraufhin‘, usw. Von Erzählungen wird angenommen, dass sie den erlebten Erfahrungen am nächsten sind, weshalb der Fokus bei der dokumentarischen Interpretation auf Erzählungen gelegt wird (vgl. ebd.: 25f). Begründet wird dies mit den so genannten „Zugzwängen des Erzählens“ (Kallmeyer und Schütze 1977). Gerade bei längeren Darstellungen kommt der bzw. die Interviewte nicht umhin, immer mal wieder „etwas zu erläutern, eine ungewöhnliche Handlung argumentativ zu rechtfertigen oder zu bewerten, Hintergründe eines Ereignisses zu schildern oder bestimmte Zustände bzw. Räume zu beschreiben“ (Nohl 2017: 25). Das heißt, der bzw. die Erzähler*in ist immer wieder dazu gezwungen, seine bzw. ihre Schilderung zu detaillieren, zu kondensieren und zu komplettieren, also in ihrer Gestalt zu schließen. Aufgrund dieser Zwänge „verstrickt sich der Erzähler in den Rahmen seiner eigenen Erfahrungen und lässt damit in den Erzählungen einen tiefen Einblick in seine Erfahrungsaufschichtung zu“ (ebd.).

In ‚Beschreibungen‘ werden in der Regel „immer wiederkehrende Handlungsabläufe, allgemeine bzw. feststehende Sachverhalte oder typische Ereignisse dargestellt (ebd.: 23). Beschreibungen sind also stärker abstrahierend. Zudem verfügen Beschreibungen über keine eindeutige temporale und kausale Struktur. Typische Worte, die auf Beschreibungen hinweisen, sind z.B. ‚immer‘, ‚dauernd‘, ‚öfters‘, ‚gelegentlich‘, usw. Die erwähnten Zugzwänge kommen auch bei längeren detaillierten Beschreibungen zum Tragen, allerdings in deutlich geringerem Maße als bei Erzählungen. Dennoch kann auch Beschreibungen eine gewisse Nähe zu erlebten Erfahrungen beigemessen werden, was bedeutet, dass ebenfalls Beschreibungen einen Zugang zu den praxisgenerierenden Schemata eröffnen.

Bei ‚Argumentationen‘ handelt es sich um „(alltags-)theoretische Zusammenfassungen und Stellungnahmen zu den Motiven, Gründen und Bedingungen für eigenes oder fremdes Handeln“ (ebd.: 24). Interviewpartner*innen äußern sich meistens dann argumentierend, wenn sie meinen, dem bzw. der Interviewer*in einen Sachverhalt oder Handlungshintergrund erklären oder sich rechtfertigen zu müssen. Im Zuge dessen erfolgt gelegentlich eine direkte Ansprache des bzw. der Zuhörer*in. Argumentationen orientieren sich an der Gegenwart, das heißt sie beziehen sich immer auf die aktuelle Kommunikationssituation des Interviews und nicht auf in der Vergangenheit Erlebtes. Daher weisen Argumentationen von allen ge-

nannten Textsorten die geringste Nähe zu vergangenen erlebten Erfahrungen auf.

Bei ‚Bewertungen‘ handelt es sich um evaluative Stellungnahmen zum eigenen oder fremden Handeln, die oft in Form von Prädikaten oder als kurze Einschübe in Argumentationen eingelassen sind. Das heißt, die häufig in Argumentationen enthaltenen bewertenden Textteile sind demnach ebenfalls der aktuellen Interviewsituation verhaftet und lassen folglich auch keine verlässlichen Rückschlüsse auf vergangene Bewertungen einer erlebten Erfahrung bzw. vollzogenen Handlungspraxis zu (vgl. ebd.).

Wegen ihrer Ferne zum atheoretisch-impliziten Handlungswissen betrachtet die dokumentarische Methode die argumentativen Textsorten eher skeptisch. „Denn während Erzählungen nahe der Erfahrung und erlebten Handlungspraxis liegen – und damit der Artikulation ‚atheoretischen Wissens‘ und ‚konjunktiver Erfahrung‘ dienen –“ (Nohl 2017: 19, Hervorh. im Original), werden die Interviewpartner*innen in den argumentativen Passagen bewusst zur Explikation ihrer Motive, Handlungsgründe und Sicht auf bestimmte Probleme angeregt. Mit anderen Worten: In der Argumentation versucht der bzw. die Befragte sein bzw. ihr Handeln durch Nennung von Motiven und Gründen für Handlungs- und Geschehensabläufe dem bzw. der Interviewer*in gegenüber zu plausibilisieren. Dafür muss der bzw. die Beforschte sich zwangsläufig auf ein gemeinsam geteiltes Wissen beziehen. „Ein solches gesellschaftlich geteiltes Wissen ist notwendiger Weise abstrakt und damit von der Handlungspraxis abgehoben“ (Nohl 2005: Kapitel 5.1). Insofern wird verständlich, dass das kommunikative Wissen vor allem mit der Textsorte der Argumentation korrespondiert bzw. argumentative Textstellen beziehen sich immer schon auf das theoretisch-explicite Wissen.

Nohl zufolge lässt sich die Unterscheidung zwischen Argumentationen oder Bewertungen einerseits und den Textsorten der Erzählung und Beschreibung andererseits im Rahmen der dokumentarischen Methode grundlagentheoretisch folgendermaßen fassen:

„Die Erfahrung unmittelbarer Handlungspraxis, wie sie in Erzählungen und Beschreibungen zu rekonstruieren ist, ist derart an diese Handlungspraxis, an das handlungspraktische Wissen und die Selbstverständlichkeiten der Informanten gebunden, dass sie von diesen nicht kommunikativ expliziert, sondern nur erzählt oder beschrieben werden kann. Ein solches praktisches oder ‚konjunktives Wissen‘ (Mannheim 1980) erschließt sich uns nur dann, wenn wir entweder direkt die Handlungspraxis beobachten, oder auf dem Wege von Erzählungen und Beschreibungen zu dieser Handlungspraxis gelangen [...].

Die Erzählungen und Beschreibungen im narrativen Interview dienen also dazu, das praktische oder ‚konjunktive Wissen‘ der Interviewten zu erheben.“ (Nohl 2005: Kapitel 5.1)

Da sich qualitative Sozialforschung in der Regel nicht für das kommunikative, von allen ohnehin geteilte und gewusste Wissen, sondern gerade für das unbekannte konjunktive Wissen interessiert, liegt der Schwerpunkt bei der Interpretation eindeutig auf Erzählungen und Beschreibungen, in denen dieses atheoretische Wissen vorrangig artikuliert wird (Nohl 2017: 34). Nohl betont jedoch, dass dies nicht den Umkehrschluss zulässt, dass die theoretischen Textsorten für die Analyse gänzlich ungeeignet sind. Vielmehr betont er, dass sich auch Argumentationen und Bewertungen dokumentarisch interpretieren lassen und schreibt hierzu:

„Anstatt ihrem wörtlichen Sinngehalt zu folgen, kann man auch die Herstellungs- bzw. Konstruktionsweise der Argumentationen rekonstruieren und auf diese Weise herausarbeiten, *wie* jemand seine Handlungsweisen rechtfertigt bzw. bewertet. Auch dieser *modus operandi* des Theoretisierens kann Aufschluss über die Orientierungsrahmen geben, innerhalb derer eine Person ihre Themen und Problemstellungen bearbeitet.“ (ebd.: 34f, Hervorh. im Original)

Dominiert in Interviews die Textsorte der Argumentation, so kann es sinnvoll sein, den Gesprächscharakter dieser Interviews genauer in den Blick zu nehmen und bei der formalen Interpretation dieser Interviews „die Gesprächsanalyse der Dokumentarischen Methode [...] mitsamt ihren Kategorien für die Bezeichnung der Diskursorganisation (Proposition, Elaboration, Konklusion)“ (Nohl 2017: 35, Fn 5; vgl. hierzu auch Przyborski und Wohlrab-Sahr 2013: 298–302) anzuwenden.

Semantische Interpretation mit komparativer Sequenzanalyse

Der zweite wichtige Teilschritt innerhalb der reflektierenden Interpretation ist die systematische Analyse der semantischen Gehalte der einzelnen (ausgewählten) Erzählsequenzen sowie deren Vergleich mit Erzählsequenzen aus anderen Interviews, in denen zwar das gleiche Thema behandelt, dieses aber in einem kontrastierenden Orientierungsrahmen bearbeitet wird.

Die Sequenzanalyse ist kein besonderes Spezifikum der dokumentarischen Methode; vielmehr „stellt [*die Sequenzanalyse*] für alle neueren qualitativen Methoden ein zentrales, bisweilen *das* zentrale methodische Prinzip dar“ (Bohnsack 2014: 170, Hervorh. im Original). Im Unterschied zu

anderen Auswertungsverfahren wird in der dokumentarischen Methode die Sequenzanalyse jedoch konsequent vergleichend betrieben. Das heißt, dass bei der dokumentarischen Interpretation die einzelnen Orientierungsrahmen der Beforschten von Anfang an durch Vergleich mit weiteren empirischen Fällen herausgearbeitet werden. Durch ein ständiges Danebenhalten von anderen Interviewtexten, in denen zur Bearbeitung derselben Problemstellung bzw. desselben Themas andere Orientierungsrahmen zutage treten, wird die Interpretation bzw. die Herausarbeitung eines grundlegenden Orientierungsrahmens erleichtert. Dahinter steckt die Annahme, dass sich ein Orientierungsrahmen erst dann empirisch valide erfassen lässt, wenn er von anderen alternativen Orientierungsrahmen abgegrenzt werden kann (vgl. Nohl 2017: 8). Einerseits stellt solch ein konsequent vergleichendes Vorgehen sicher, dass man als Forscher*in nicht den subjektiven Sinnzuschreibungen der Beforschten aufsitzt. Andererseits dient der ständige Vergleich aber auch der Reflexion und methodischen Kontrolle der Forscher*innenperspektive. Wenn wir nur jedes Interview für sich analysieren würden, könnten und „würden wir [den einzelnen Interviewtext] ausschließlich vor dem Hintergrund unseres eigenen (impliziten und expliziten) Alltagswissens über das jeweilige Thema (unsere eigenen Erfahrungen beispielsweise mit [dem Beheizen von Wohnräumen, JM]) interpretieren. Die Interpretation wäre stark durch die ‚Standortgebundenheit‘ und ‚Seinsverbundenheit‘ (Mannheim 1985) der Interpret(inn)en geprägt“ (Nohl 2017: 9, Hervorh. im Original; und siehe auch Teilkapitel 3.2 zu den theoretischen Grundlagen der dokumentarischen Methode). Durch das Danebenhalten von Ausschnitten anderer Interviews, in denen ähnliche oder auch ganz andere Erfahrungen mit derselben Thematik bzw. Problematik zum Ausdruck kommen, wird das Vorwissen des bzw. der Forscher*in zwar nicht komplett ausgeblendet, jedoch methodisch relativiert.

3.10.3 Sinn- und soziogenetische Typenbildung

In der dokumentarischen Methode dient die komparative Analyse allerdings nicht nur der methodischen Kontrolle der Interpretation, sondern sie stellt in der dokumentarischen Auswertung zugleich die Grundlage für die Generierung von Typen dar (vgl. Bohnsack 2013, 2014: 143–155). Bei der Typenbildung handelt es sich um die dritte und letzte Stufe der dokumentarischen Analyse. Auch dieser Arbeitsschritt umfasst wiederum zwei aufeinander aufbauende Teilschritte: die sinn- und die soziogenetische Typenbildung. Diese werden im Folgenden nur sehr knapp beschrieben, da

sie in der vorliegenden Arbeit nur in Ansätzen umgesetzt wurden. Insgesamt geht es bei der Typenbildung der dokumentarischen Methode darum, immer stärker vom Einzelfall zu abstrahieren und elementare, gemeinsame geteilte Erfahrungsbestände sowie allgemeine Strukturen eines impliziten, konjunktiven Wissens zu entdecken, um auf diesem Wege auch zu verallgemeinerbareren Erkenntnissen über den interessierenden Gegenstand zu gelangen (vgl. Nentwig-Gesemann 2013: 295).

Bei der ‚sinngenetischen Typenbildung‘ geht es darum, die wesentlichen Sinn- bzw. Orientierungsmuster (zunächst jeweils innerhalb der einzelnen Fälle) zu identifizieren, die den praktischen Handlungen als Erzeugungsprinzipien zugrunde liegen. Die Herausarbeitung der praxisingenerierenden Schemata ist daher auch als Habitusanalyse zu verstehen (vgl. Bohnsack 2014: 152). Konnte ein Orientierungsrahmen nicht nur in einem Fall (durch fallinternen Vergleich verschiedener Erzählsequenzen) spezifiziert, sondern durch fallexterne bzw. fallübergreifende komparative Analyse in mehreren Fällen identifiziert werden und konnte dieser spezifische Orientierungsrahmen zudem noch von kontrastierenden Orientierungsrahmen, das heißt von anderen handlungsgenerierenden Schemata zur Bearbeitung derselben Aufgaben- oder Problemstellung unterschieden werden, so lässt sich dieser Orientierungsrahmen abstrahieren und zum Typus ausarbeiten (vgl. Nohl 2017: 9). Während die sinngenetische Typenbildung demnach die Erarbeitung einer Basistypik zum Ziel hat, geht es bei der ‚soziogenetischen Typik‘ bzw. Typenbildung darum, die Erfahrungsräume zu rekonstruieren, innerhalb derer bestimmte Orientierungen entstanden sind. In diesem letzten Schritt dokumentarischer Interpretation wird also die Entstehungsgeschichte (Soziogenese) der Orientierungsrahmen systematisch analysiert. Hierbei wird auch untersucht, ob und inwiefern unterschiedliche Typiken miteinander zusammenhängen, „sodass unterschiedliche Typiken in ihrer Überlagerung, Verschränkung ineinander und wechselseitigen Modifikation sichtbar werden“ (Bohnsack 2014: 154).

Bei der ‚soziogenetischen Typik‘ handelt es sich demnach um eine mehrdimensionale Typologie, die auf der sinngenetischen Typenbildung aufbaut. Im folgenden Zitat von Iris Nentwig-Gesemann ist noch einmal präzise zusammengefasst, wodurch sich die soziogenetische von der sinngenetischen Typik unterscheidet bzw. inwiefern sie auch noch einmal entscheidend über diese Basistypik hinausgeht:

„Nur durch den Zugang zu ineinander verschachtelten Erfahrungsdimensionen bzw. -räumen eines Falles und durch die komparative Analyse mit den erfahrungsraumgebundenen Orientierungsrahmen anderer Fälle ist es möglich, einzelne Fälle nicht vollständig in einem Ty-

pus aufgehen zu lassen, sondern *Typiken* zu generieren, in denen eine Verbindung zwischen Orientierungsrahmen und ihrer Soziogenese transparent gemacht werden kann.“ (Nentwig-Gesemann 2013: 297, Hervorh. im Original)

Auf Grundlage dieser mehrdimensionalen Typenbildung „lassen sich dann Grenzen und Reichweite einzelner Typiken bestimmen und so generalisierungsfähigere Aussagen treffen“ (Nohl 2017: 10).

3.11 Auswertungsschritte am Material

Bei der Auswertung des Interviewmaterials wurde sich an den oben dargestellten Arbeitsschritten für die dokumentarische Interpretation von Textmaterial, genauer Interviews orientiert. Bei der Auswertung wurde bewusst auf die Nutzung von Analyse-Software verzichtet, wobei die dokumentarische Methode ohnehin den Einsatz von Datenanalyse-Software nicht vorsieht.

3.11.1 Zur formulierenden Interpretation

Die geführten Leitfaden-Interviews wurden alle audiografisch aufgezeichnet und wörtlich transkribiert. Von allen Interviews wurden Totaltranskriptionen angefertigt. Auch Nebengespräche oder Unterbrechungen, z.B. durch Kolleg*innen der interviewten Expert*innen in Großraum- oder Gemeinschaftsbüros, und genauso spontane Gesprächsbeteiligungen von Familienangehörigen, wie z.B. von (Ehe-)Partner*innen oder Kindern, wurden transkribiert, um diese ‚Nebengespräche‘ und Einwürfe – falls aufschlussreich und für die Beantwortung der Forschungsfrage relevant – später auswerten zu können. Auf eine Feintranskription mit Intonation und genauer Angabe jeglicher Pausenlängen wurde jedoch verzichtet. Für die Transkriptionen wurden weitestgehend die „Richtlinien der Transkription von Texten: TiQ“ befolgt, wie sie in Bohnsack (2014: 253ff) angegeben sind.

Diejenigen Richtlinien bzw. Zeichen, die für das angemessene Verstehen der in Kapitel 4 zitierten Interviewausschnitte relevant sind, sind in der folgenden Übersicht(stabelle) aufgeführt und kurz erläutert:

Richtlinien der Transkription: TiQ (nach Bohnsack 2014: 253f)

TiQ: Talk in Qualitative Research

L	Beginn einer Überlappung
J	Ende einer Überlappung
(.)	Pause bis zu einer Sekunde
(3)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert
<u>doch</u>	betont
doch	laut (in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers bzw. der Sprecherin)
viellei-	Abbruch eines Wortes
oh=nee	Wortverschleifung
nei::n	Dehnung, wobei die Häufigkeit vom : der Länge der Dehnung entspricht
(stöhnt), (zeigt)	Kommentare bzw. Anmerkungen zu parasprachlichen, nicht verbalen oder gesprächsexternen Ereignissen
@ja@	lachend gesprochen
@(.)@	kurzes Auflachen
@(3)@	drei Sekunden Lachen

Selbst erstellte tabellarische Übersicht

Im Sinne der qualitativen Sozialforschung und einem praxeologischen (Forschungs-)Verständnis folgend, das empirische Forschung und Theorieentwicklung nicht als separate, streng aufeinanderfolgende, sondern als permanent ineinandergreifende und wechselseitig verschränkte Prozesse ansieht (vgl. Kalthoff et al. 2008), habe ich bereits während der Feld-Erhebungsphase damit begonnen, die Transkripte erster vollständig transkribierter Interviews genau zu lesen und einer ersten Auswertung zu unterziehen.

Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte weitestgehend orientiert an den Arbeitsschritten, wie sie von Bohnsack für die dokumentarische Interpretation von Textmaterial erarbeitet worden sind (vgl. Bohnsack 2014: 136ff).

Da für die Auswertung alle Interviews als Totaltranskriptionen vorlagen, wurden die thematischen Verläufe nicht in einem gesonderten Dokument, sondern direkt auf den Transkripten festgehalten. An den jeweiligen Stel-

len direkt am Rand des Interviewtextes wurden sowohl die im Interview behandelten Themen und Unterthemen (wie z. B. Wohn- und Heizvergangenheit, Behaglichkeit, Kontrollverlust, usw.), als auch eigene Notizen zu ersten Auswertungsideen notiert. Anhand dieser Themenlisten und Notizen wählte ich später für die Forschungsfrage interessante und relevante Textpassagen aus, die im Weiteren einer detaillierten Interpretation unterzogen werden sollten.

Nachdem alle Interviewtranskripte aufmerksam durchgelesen und auf die oben beschriebene Weise ausführlich durchgegangen worden waren, habe ich im nächsten Schritt eine umfassende Tabelle angelegt, in der sukzessiv alle zur Beantwortung der Forschungsfrage interessant und relevant erscheinenden Themen und (Fokussierungs-)Metaphern aus den einzelnen Interviews gesammelt bzw. schriftlich festgehalten wurden. Dabei handelt es sich um Sinn- bzw. Sprachbilder oder Themen, die mir in einzelnen Interviews besonders häufig begegnet oder auch in verschiedenen Interviews (immer wieder) aufgefallen sind und sich deshalb zur detaillierten Analyse eignen (z.B. Metaphern wie ‚Sonnenhaus‘, ‚Raumschiff‘ oder ‚Iglu‘ und Themen wie etwa Kontrolle, Mensch-Umwelt-Beziehung, Umgang mit (technischen) Neuerungen, Übernahme und Weitergabe von Heizpraktiken, Prägung durch die eigene Wohn- und Heizvergangenheit, Bedeutung von Materialität, Gewohnheits- und Routinebildung, usw.).

Diese Auswertungstabelle gliedert sich in drei Spalten, wobei in der mittleren Spalte die zentralen, beide Fallbeispiele bzw. auch die einzelnen Fälle übergreifenden Ober- und Unterthemen sowie wichtige thematische Inhalte, die aus dem gesamten Interviewmaterial herausgearbeitet wurden, festgehalten sind. Die linke Spalte der Tabelle bezieht sich auf den Untersuchungsfall ‚Passivhaus‘ und die rechte Spalte dementsprechend auf den Untersuchungsfall ‚SmartHome‘. In diesen beiden äußeren Spalten zu den zwei Fallbeispielen sind dann immer die im Material entdeckten Ausprägungen und Varianten zum jeweiligen, die Fälle übergreifenden Oberthema notiert – also passende Textstellen und/oder bereits vollständige Zitate sowie konkrete Inhalte aus den einzelnen Interviews entweder zum Heizen im Passivhaus oder im SmartHome.

Die thematischen Verläufe und vor allem die erstellte Thementabelle wurden herangezogen, um die im empirischen Material enthaltenen spannenden ‚Fokussierungsmetaphern‘ (Bohnsack 2011a) zu identifizieren und relevante Textpassagen für eine detaillierte Interpretation auszuwählen. Anhand der Tabelle wurden die (fünf) ergiebigsten Oberthemen ausgewählt, denen ganze Teilkapitel im empirischen Teil dieser Arbeit gewid-

met sind bzw. häufig wurden in einem Kapitel auch mehrere Themen miteinander verknüpft (vgl. Kapitel 4).

Für die ausgewählten Interviewpassagen wurden zunächst jeweils eine formulierende und danach eine reflektierende Interpretation angefertigt.

3.11.2 Zur reflektierenden Interpretation

Hier wurde der Empfehlung Nohls gefolgt, der bezüglich der reflektierenden Interpretation von Interviews vorschlägt, zunächst die in der interessierenden Passage enthaltenen Textsorten zu bestimmen (vgl. Nohl 2017: 32–35). Hinter der ‚Textsortentrennung‘ steckt die Idee, dass sich auf Basis der bestimmten Textsorten leichter beurteilen lässt, ob sich die in der betrachteten Passage enthaltenen Schilderungen und Äußerungen auf in der Vergangenheit tatsächlich erlebte Erfahrungen beziehen oder ob mit ihnen eher der aktuellen Kommunikationssituation und dem besonderen Gesprächscharakter des Interviews Rechnung getragen wird. Im ersten Fall bestünde die Passage überwiegend aus erzählerischen und beschreibenden Teilen, im zweiten Fall enthielte sie vor allem Argumentationen und Bewertungen. Obwohl bei der Konzeption der Interviewleitfäden bewusst auf erzählgenerierende Fragen geachtet wurde, dominiert in den Interviews eindeutig die Textsorte der Beschreibungen. Dies sehe ich allerdings als unproblematisch an. Vielmehr führe ich dieses Ergebnis auf den typischen Routinecharakter des Heizens zurück. Tätigkeiten, die allgemein unter ‚Heizen‘ gefasst werden, werden im Alltag häufig und immer wieder auf ähnliche Weise vollzogen, wiederholen sich also regelmäßig und unterliegen daher starker Routinisierung. Somit lässt sich dieses Ergebnis als zusätzliche Bestätigung dafür werten, dass eine praxistheoretische Perspektive dem Forschungsgegenstand dieser Untersuchung angemessen ist.

Zur Erschließung des dokumentarischen Sinngehalts der protokollierten Praxis (ausgewählte transkribierte Interviewpassagen) wurde anschließend bei der Interpretation der semantischen Gehalte der einzelnen ausgewählten Passagen sequenzanalytisch vorgegangen. Dafür wurde das thematisch gegliederte Material Sequenz für Sequenz interpretiert und erst danach einer vergleichenden, fallübergreifenden Analyse unterzogen. Hier, ab diesem Stadium geht die Auswertung über die einzelne Texteinheit (Interviewtranskription) hinaus. Jetzt werden Textpassagen aus verschiedenen Interviews gebündelt, in denen das gleiche Thema aufgegriffen und verhandelt wird und die sich aufgrund dessen für einen Vergleich eignen (z.B. der Glaube bzw. ‚Mythos‘, dass im Passivhaus die Fenster nicht geöffnet

werden dürfen, vgl. Kapitel 4.2.4). Ziel hierbei ist die Herausarbeitung von Perspektiven sowie die Rekonstruktion von charakteristischen ‚Orientierungen‘ – Bohnsack hat dafür die Begriffe ‚Orientierungsmuster‘ und ‚Orientierungsrahmen‘ geprägt (Bohnsack 1998) – der Beforschten. Auf diese Weise konnten die persönlichen Erfahrungen, aus denen diese Orientierungen letztlich hervorgegangen sind und die von den Beforschten in ihren Schilderungen meist nur implizit zum Ausdruck gebracht werden, gut herausgearbeitet werden.

Die Arbeit an der umfassenden (Auswertungs-)Tabelle beinhaltete bereits diesen zentralen, vorrangig zur reflektierenden Interpretation gehörenden Schritt des fallinternen wie fallexternen Vergleichs bzw. den Vergleich einzelner Erzählsequenzen aus unterschiedlichen Interviews, in denen dasselbe Thema entweder auf gleiche, ähnliche oder vollkommen unterschiedliche Weise behandelt wird. Dadurch können grundlegende Orientierungsrahmen identifiziert und voneinander abgegrenzt werden.

3.11.3 Modifizierter Abschluss der dokumentarischen Interpretation

Als nächsten Schritt der dokumentarischen Auswertung ist von Bohnsack eigentlich eine umfassende Beschreibung der einzelnen Fälle vorgesehen. Hierzu schreibt er:

„In der Fallbeschreibung wird die Gesamtgestalt des Falles zusammenfassend charakterisiert. Die Fallbeschreibung hat primär die Aufgabe der vermittelnden Darstellung, Zusammenfassung und Verdichtung der Ergebnisse im Zuge ihrer Veröffentlichung. Soweit es sich um die Analyse von Gruppendiskussionen handelt, ist [...] auch von ‚Diskursbeschreibung‘ die Rede.“ (Bohnsack 2014: 141; und vgl. u.a. auch Bohnsack 1989)

Übertragen auf die für diese Untersuchung geführten Interviews bestünden die einzelnen Falldarstellungen – neben einer kurzen Vorstellung bzw. Einführung der jeweils interviewten Person anhand der gebräuchlichen sozio-demografischen Merkmale – demnach in einer ausführlichen chronologischen Darstellung der persönlichen ‚Heiz-Biografie‘ der Beforschten. Auf diesen Zwischenschritt dokumentarischer Auswertung wurde in dieser Arbeit allerdings bewusst vollständig verzichtet. Das zentrale Argument hierfür ist, dass sich in dieser Arbeit für eine praxistheoretische Betrachtung der Alltagsaktivität ‚Heizen‘ in Privathaushalten entschieden wurde. Der Fokus liegt demzufolge auf den tatsächlich in Vergangenheit

und Gegenwart performten Heizpraktiken. In dieser Perspektive werden sich heizend betätigende Personen neben Gegenständen als Träger*innen bzw. Speichermedien von Heizpraktiken betrachtet. Das bedeutet, dass für die Auswertung in der Tat nicht sonderlich wichtig ist, *wer* im Einzelnen geheizt hat bzw. heizt. Von zentralem Interesse ist vielmehr die konkrete Heizpraxis, also *wie* geheizt wird und welche Erfahrungen die Befragten mit dem Heizen gemacht haben, die sich auch körperlich eingespeichert haben. Bei der Analyse des Datenmaterials wurde deshalb nicht vorrangig von den heizenden Personen ausgegangen, sondern ich habe mich in der Auswertung an den für jedwede Praktik zentralen Kategorien (Materialien – wozu auch die menschlichen Körper zählen, Kompetenzen/Wissen und Bedeutungen) sowie den dazugehörigen, aber konkret aus dem empirischen Material hervorgehenden spezifischen Aspekten und Themen orientiert. Von diesen für Heizen spezifischen Aspekten und konkret relevanten Themen – wie etwa der Heizkörper als zentrales materielles Artefakt oder Lüften als mit dem Heizen unmittelbar verknüpfte Aktivität oder das Kontrollerleben im Zusammenhang mit Heizen – ausgehend, wurde gesucht, bei welchen ‚Fällen‘ das jeweilige Thema auf ähnliche oder ganz andere Art und Weise verarbeitet wird, um daraufhin zu entscheiden, welche (weiteren) ‚Fälle‘ bzw. Passagen aus weiteren Interviews jeweils vertiefend analysiert werden sollen. Das heißt, für die Analyse waren die einzelnen Personen und ihre persönlichen Heiz-Geschichten nur insoweit von Interesse, als dass ihre individuellen Merkmale und Eigenschaften sowie ihre geschilderten persönlichen Lebensereignisse und Erfahrungen in offenkundigem Zusammenhang mit dem gerade im Fokus stehenden Aspekt ihrer Heizpraxis standen. Dieses Vorgehen sei an einem Beispiel verdeutlicht: Beim Thema ‚Behaglichkeitserleben‘ ist es für das Verstehen der Fallgeschichte Frau Köhlers (vgl. Teilkapitel 4.3.1) interessant wie hilfreich, miteinzubeziehen, dass Frau Köhler mittlerweile komplett erblindet ist. Dies wirkt sich zum einen dahingehend auf Frau Köhlers Behaglichkeitserleben im Passivhaus aus, dass sie die Abschirmung aller Geräusche von außen besonders deutlich registriert, da sie, wie sie selbst sagt, „als Blinde sehr viel auf Geräusche orientiert [lebt]“ (Bewohnerin PH, Interview 60: 9, 448–449). Diese für Frau Köhler wichtige Orientierungsquelle fällt im Passivhaus nun weg bzw. sie fällt deutlich anders aus, so dass vor diesem Hintergrund verständlich wird, dass Frau Köhler die Geräuscharmheit im Passivhaus, vor allem aber das Fehlen natürlicher Außengeräusche (z.B. Vogelgezwitscher, Blätterrauschen, Lärm draußen spielender Kinder) eher nachteilig empfindet. Darüber hinaus hatte Frau Köhlers Wissen um ihre fortschreitende Erblindung zur Folge, dass die Heiztechnik für ihre Passiv-

hauswohnung von Anfang an anders als in den sonstigen Wohnungen des Mehrfamilienhauses geplant wurde: Bei Frau Köhler wurden von Beginn an Heizkörper in allen Wohnräumen zum Dazuheizen eingebaut. Da Frau Köhler als Blinde weder Licht benötigt, noch Kerzen anzündet oder fernsieht, stand von vornherein fest, dass in ihrem Fall viele gängige und für die Wärmebilanz im Inneren des Passivhauses normalerweise wichtige passive Wärmequellen wegfallen. Somit wusste man schon vorab, dass sie dafür an kalten Wintertagen definitiv einen Ausgleich in Form zusätzlicher Wärmequellen, respektive Heizkörpern benötigen würde, weshalb man diese gleich von Anfang an installierte.

Wird bei der Analyse stringent nach der dokumentarischen Methode vorgegangen, so findet im Anschluss an die umfangreichen Falldarstellungen normalerweise – wie im vorherigen Teilkapitel 3.10 beschrieben – erst eine sinngenetische und darauffolgend eine soziogenetische Typenbildung statt. Da diese Arbeit jedoch nicht zum Ziel hat, eine Typik von Heizpraktiken in alten und neuen bzw. abgewandelten Wohnkontexten zu erstellen, wurde auch auf die vollständige Umsetzung dieses letzten Arbeitsschritts dokumentarischer Interpretation verzichtet.

In dieser Arbeit geht es zunächst einmal darum, ein möglichst breites Spektrum an Aspekten und Themen aufzuzeigen – es lässt sich hier auch von grundlegenden Dynamiken oder Wandlungstendenzen sprechen –, die beim Übergang von Heizen in konventionellen Wohnkontexten zu Heizen im Passivhaus und im SmartHome eine zentrale Rolle spielen. In einem zweiten Schritt sollen dann jeweils verschiedene Varianten eines Themas bzw. Varianten der Veränderung im Erleben und Handeln – im Sinne von unterschiedlichen Orientierungen – beim Übergang von konventionellen Wohnkontexten zum Passivhaus und SmartHome sichtbar gemacht werden. Diese unterschiedlichen Varianten eines Themas bzw. eines Veränderungsprozesses werden kontrastierend analysiert, um die unterschiedlichen Bearbeitungsweisen derselben Problemstellung möglichst präzise und umfassend herauszuarbeiten. Allerdings wurden diese Vergleiche themen- bzw. problemstellungsbezogen durchgeführt und nicht streng systematisch und erschöpfend umgesetzt. Darüber hinaus wurden die herausgearbeiteten Orientierungen hinsichtlich eines Themas oder einer Problemstellung aus den oben bereits aufgezählten Gründen nicht detailliert an die persönlichen Heiz-Biografien der Befragten rückgebunden. Dieses leicht verkürzte Vorgehen, insbesondere die nur oberflächliche Analyse und Miteinbeziehung der persönlichen Heiz-Geschichten hat unter anderem den Vorteil, dass eine deutlich größere Menge an Datenmaterial empirisch analysiert werden konnte, als bei Auswertungen mittels dokumenta-

rischer Methode im Allgemeinen sonst üblich ist. Zudem unterstreicht dieses Vorgehen noch einmal die beabsichtigte Fokussierung auf die tatsächlich vollzogene bzw. erlebte Handlungspraxis und macht somit ebenfalls erneut deutlich, dass es in dieser Arbeit um das (bessere) Verstehen einer sozialen und damit vom Einzelfall losgelösten Praxis geht.